

Bundesarchiv

Kleine Erwerbungen

Briefe an die Familie, insbes. an die Ehefrau Annedore Leber aus Haft- und Konzentrationslager (Gegenbriefe Annedore Lebers vom 6.6., 8.6., 5.7.1933; 30.4.1937; 2.10.1944)

1930-1945

"Die ökonomische Funktion des Geldes im Kapitalismus": maschinenschriftliches Exemplar der Dissertation Lebers

19207

Nr. 638

Nr. 6

Nr. 638 - 6

fol. 1-

Julius Labar:

1
1

F. Labar

D i e ö k o n o m i s c h e
F u n k t i o n d e s G e l d e s
i n K a p i t a l i s m u s .

-----++++-----

Inhaltsverzeichnis. Seite

Die Ökonomische Funktion des Geldes im Kapitalismus.

Erster Teil: Zum Problem. 4

Erstes Kapitel: Die Entwicklung der Geldtheorie. 5

 I. Von den primitiven Anfängen zum System. 8

 II. Die weitere Ausgestaltung der neuen Richtung. 14

 III. Die Geldlehre der großen nationalökonomischen Schulen. 19

 a. Die metallistische Linie. 19

 b. Die nominalistische Linie. 31

Zweites Kapitel: Nominalismus und Metallismus. 42

 I. Die rein theoretische Fragestellung. 42

 II. Die Vermischung der Theorie mit praktischen Gesichtspunkten. 46

Drittes Kapitel: Die Erweiterung des Geldbegriffs in ökonomischer Richtung. 53

 I. Die Versuche, den Nominalismus wirtschaftlich zu ergänzen. 53

 II. Die Geldfunktion im ökonomischen Verdegang. 66

Gesamtüberblick. 76

	Seite
Zweiter Teil : Das Geld als	
Kapital.	82
Erstes Kapitel: Begriff des Kapital \S .	83
I. Von Wuchergeld zum Kapitalgeld.	83
II. Die übliche Kapitaldefinition.	89
III. Der kapitalistische Kapitalbegriff.	100
Zweites Kapitel: Das kapitalistische Geld.	113
Schluss.	120

-----++++-----

ERSTER TEIL :

ZUM PROBLEM .

Erstes Kapitel.

Die Entwicklung der Geld -
theorie.

Was will die Geldtheorie? Sieht man sich um in der ungeheuern Literatur, die dem Gelde gewidmet ist, so ist man erstaunt über die Unklarheit des Problems, die überall festzustellen ist. Zwei Fragen werden immer miteinander vermischt, die streng geschieden werden müssten, da sie nur wenig miteinander zu tun haben.

Die eine Frage gilt dem Geldwert, seinen Bedingtheiten und seinen Schwankungen, der Kaufkraftgestaltung des Geldes, oder noch einfacher ausgedrückt, der Abhängigkeit der Preise von der Geldseite. Die andere Frage hat für die Preise nicht das geringste Interesse, sie fragt nach dem Wesen des Geldes, nach der Wurzel seiner Geltung, sie will das Geld an sich erklären. Soviel ich übersehen kann, hat Diehl zum ersten Mal in der Literatur diese beiden Fragen streng auseinandergehalten in seiner Einleitung zu den „Ausgewählten Lesestücken über das Geld“¹⁾. Später ist dann auch Knapp auf diese Unterscheidung zu sprechen gekommen, und zwar in seinen „Nachträgen und Er-

1) Diehl und Mombert. Ausgewählte Lesestücke. „Von Gelde“.

gänzungen" zu der zweiten Auflage seines Hauptwerkes, aber er arbeitet die Selbständigkeit der beiden Fragen nicht heraus, sondern glaubt, die eine Frage sei nur die Ergänzung der andern.

Bei diesem unbefriedigenden Stande des Problems in der Literatur ist von speziell dogmenkritischen Abhandlungen nicht viel zu erwarten; und in der Tat gibt es da kaum etwas Brauchbares; die vorliegenden Abhandlungen kommen kaum über Preisuntersuchungen hinaus, und die in dieser Hinsicht einschlägigste Arbeit von F. Hoffmann: „Kritische Dogmengeschichte der Geldwerttheorien“²⁾ ist nichts anderes als eine Untersuchung über die verschiedenen Abarten der Quantitätstheorie.

Das erste Kapitel dieses Teiles soll deshalb einer Zusammenstellung verschiedener Autoren gewidmet sein, die irgend etwas zur Geldlehre beigetragen, d. h. die über die letztere der oben genannten zwei Fragestellungen irgend eine Meinung gehabt haben. Verfolgt man diese Äußerungen auch nur in großen Zügen, so sind vom ersten Beginn der Problemlösung an zwei Linien zu erkennen, die sich bis heute fortgesetzt haben. Knapp hat den beiden Richtungen die Namen Nominalismus und Metallismus gegeben, und diese Benennung ist allgemein gebräuchlich geworden.

1) Knapp. Die Staatliche Theorie des Geldes. S. 435ff.

2) Leipzig 1908.

Erst in neuester Zeit hat Schumpeter vorgeschlagen, die besser zutreffenden Bezeichnungen Anweisungstheorie und Warentheorie zu wählen; noch allgemeiner wären m.E. die Ausdrücke Eigenwert- und Fremdwerttheorie. Da aber jedermann weiß, wie die beiden ersten Ausdrücke gemeint sind, so wird es sich empfehlen, sie als die allgemein üblichen beizubehalten.

Nominalismus und Metallismus bedeuten, theoretisch betrachtet, das absolute Gegenteil, und die Herausarbeitung dieses Gegensatzes in der Literatur - auch eine vollständige Dogmenkritik wäre nur eine Geschichte dieses Gegensatzes - von seinem Beginn bis zu der Bildung der beiden großen, sich scharf befehdenden Schulen der Gegenwart - dies, und nur dies, soll die Aufgabe der nächsten Seiten dieser Arbeit sein. Wollte sie auch nur annähernd alle Theoretiker, die zu dem Problem sich geäußert haben, würdigen, so wäre jeder hier mögliche Rahmen zu eng; es ergäbe sich eine umfangreiche Arbeit für sich allein. Hier ist nur beabsichtigt, den Werdegang des oben genannten Gegensatzes in großen Umrissen herauszuarbeiten, und die willkürlich unter Berücksichtigung dieses Gesichtspunktes herausgegriffenen Autoren sollen auch hauptsächlich hinsichtlich ihrer Stellung zu der genannten Kontroverse geprüft werden.

I.

Von den primitiven Anfängen
zum System.

Die ersten Aussprüche über Geld, welche die Literatur aufweist, sind eingestreut in Abhandlungen ganz allgemeiner Natur; entsprechend dem Fehlen jeder Wirtschaftstheorie sind sie in ganzen primitiv, jedoch sehr zahlreich. Niemals können sie in Verbindung gebracht werden mit irgend etwas, das einem tauschwirtschaftlichen System ähnlich wäre; um die tieferen Zusammenhänge im Wirtschaftsleben kümmern sie sich kaum, teilweise ahnen sie solche noch gar nicht.

Bald ist es ein Philosoph, der sich Gedanken über das Geld macht, bald sind es Juristen oder Männer des praktischen Lebens. Die führenden Theoretiker aber waren hier, wie auf so vielen anderen Gebieten, die Kanoniker.

Auch hier wandten diese vielseitigen, sich streng an ihre Vorschriften haltenden Grübler ihre scholastische Methode an, d. h. sie gingen aus von dem großen Heiden Aristoteles, der verschiedentlich auch über Geld Bemerkungen niedergeschrieben hat. So in seiner Politik, wo er sagt: „Deshalb vereinigte man sich dahin, daß behufs des Tausches dasjenige gegenseitig gegeben oder genommen werden sollte, was an

sich zu den nützlichen Dingen gehörte, aber zugleich in seinem Gebrauche für das Leben am leichtesten zu handhaben war, wie z.B. Eisen oder Silber, oder sonst etwas der Art, was anfänglich nur nach Größe und Gewicht gemessen wurde, aber dem man zuletzt auch ein Zeichen aufdrückte, um sich das Messen zu ersparen, wo dann das Gepräge als das Zeichen seiner Größe galt¹⁾. Und weiter sagt er: „Es (das Geld) ist nämlich des Tausches wegen gemacht worden, aber der Zins vermehrt es durch sich selbst... der Zins ist Geld vom Gelde. Deshalb ist dieses Geschäft von allen auf Erwerb gerichteten das unnatürlichste²⁾“. Und in der Nikomachischen Ethik sagt Aristoteles zu dem gleichen Punkt: „...darum trägt es den Namen Nomisma, weil es seinen Wert nicht von Natur hat, sondern durch den Nomos, das Gesetz, und es bei uns steht, es zu verändern und außer Umlauf zu setzen“³⁾.

Diese Aristotelischen Ansichten und ihre Folgerungen bildeten für die ganzemittelalterlichen Geld- und Zinsbetrachtungen die Grundlage, weshalb sie auch etwas ausführlicher zitiert wurden. Den Anfang in dieser Richtung machte Thomas von Aquin;

1) Aristoteles' Politik (Übersetzt von Kirchmann). Leipzig 1880. S.17.

2) Ebenda S.20.

3) Aristoteles' Nikom. Ethik. Leipzig 1911. S.100.

alle Nachfolgenden bauen dann hauptsächlich auf diesen auf.¹⁾ Der hl. Thomas führt zunächst die von Aristoteles festgestellte Zweiteilung des Geldgebrauchs (in den wirtschaftlichen Handel und den Geldhandel) weiter aus. Seinen ersten Zweck nach sei es Preismesser, der das pretium aller Sachen bilde; aber ein zweiter Gebrauch mache aus der mensura das mensuratum.

Mit dieser Unterscheidung war der Grund gelegt zu dem Widerstreit in der Geldtheorie, der oben besprochen wurde. Ist die erste Funktion, und damit der valor impositus, die bonitas extrinseca, oder die zweite, der Tauschwert nach der inneren Beschaffenheit, die bonitas intrinseca, das Wesentliche? Und schon in der kanonistischen Literatur nach Thomas, die allerdings kaum über diesen hinaus kam, spielte diese Zweiteilung eine wichtige Rolle. Nicht daß man für die Gelderscheinung an sich ein großes Interesse gehabt hätte; ganz andere Erscheinungen des Wirtschaftslebens standen im Mittelpunkt der gelehrten Erörterungen, das Geldwechslergeschäft und der Wucher. Dem letzteren war man in höchstem Maße abhold, das erstere aber konnte man bei der herrschenden Münzersplitterung nicht entbehren. Deshalb war

1) Für die Scholastik habe ich als hauptsächlichste Quelle das tiefgehende Werk von Endemann, Studien in der Romanisch-kanonistischen Wirtschafts- und Rechtslehre, Berlin 1874, benutzt, wo auch eine große Literatur angegeben ist. Weitere Literatur findet sich bei Roscher „Nationalökonomie“ § 116, Note 5 (mit Hervorhebung der wichtigsten Leitsätze) und bei Menger, Grundsätze, Wien 1871, Anmerkung, Seite 255; auch Savigny, Gesch. d. r. Rechts, 6. Bd.

ein vermittelnder Standpunkt das Nächstliegende, und dieser läßt sich auch bei der Mehrzahl der Kanonisten feststellen. Zwar könne das Geld als Ware gehandelt werden, aber diese Bedeutung des Geldes stehe doch nur in zweiter Linie. Damit hatte man die Möglichkeit, das Wechselgeschäft zu dulden, ohne zunächst in der Wucherlehre Zugeständnisse machen zu müssen.

In diesen letzteren Punkte waren alle älteren Autoren unerbittlich, sie blieben strenge Vorkämpfer des kirchlichen Zinsverbotes (Astesanus, Bernhard von Siena werden gewöhnlich genannt). Sie stellen die Fähigkeit des Geldes, völlig zur Ware zu werden, entschieden in Abrede, brauchten sie doch den valor impositus für ihre Morallehren, und es gelingt ihnen auch, die vorher kaum für Wucher und Geld sich interessierenden Legisten auf ihre Seite zu ziehen (Bartolus, Baldus).

Aber unter dem Druck der Verhältnisse trat doch mehr und mehr der Zwang auf, dem Gelde auch Wareneigenschaft in höherem Maße zuzusprechen, weil sich anders der Wechselergewinn auf die Dauer moralisch nicht rechtfertigen ließ. Und so schwenkten die Theoretiker des folgenden Zeitabschnitts, teils Juristen, teils Theologen, oft beides, allmählich ab von der Herrschaft des valor impositus; immer lauter

1) Endemann a. a. O. VII. § 4.

2) vgl. Savigny Gesch. Bd. 6. S. 154.

wurden die Stimmen, die den inneren Wert des Geldes zum Ausgangspunkt seiner Wertschätzung machen wollten. Und als dann zu dem Streit um den Zins noch die fortwährenden Klagen über die Münzverschlechterungen kamen, wurden die Ansichten bald ganz auf die Seite der bonitas intrinseca gedrängt. Und hier läßt sich nun eine deutliche Linie verfolgen, die über Buridan und dessen Schüler Oresmus hinüberführt zu dem Deutschen Biel, und schließlich zu Bodin.

Aber erst die Verbreitung der Schriften des letzteren brachte die Wareneigenschaft des Geldes zu allgemeinerer Anerkennung; noch mehrere hervorragende Zeitgenossen sehen in dem autoritativ festgesetzten Wert das entscheidende Moment, so Molin, der große Eiferer gegen das Zinsverbot, und ebenso merkwürdigerweise Davanzati, ein vielseitiger lombardischer Kaufmann.

Keineswegs darf man aus dieser Gegenüberstellung schließen, daß sich nun zwei ausgearbeitete Lehrmeinungen gegenüberstanden; nur ein Neigen mehr nach der einen oder nach der anderen Seite läßt sich feststellen; vor allem fehlte das System, das nötig gewesen wäre, um etwas wie eine Schule zu begründen. Und noch etwas Weiteres ist festzustellen: Die Praxis blieb von all diesen Moralisieren und Theoretisieren unberührt; trotz aller Ermahnungen und Drohungen hatten die Kaufleute und Wechsler das Geld nie anders aufgefaßt als eine gewisse Menge

Edelmetall. „Als positives Ergebnis der geldgeschichtlichen Forschung kann heute bereits die Erkenntnis gelten, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Hauptmünzen nicht nach der Stückzahl ohne Prüfung von Schrot und Korn, sondern nur als Metallstücke bei genauer Berücksichtigung ihres Gewichtes gegeben und genommen wurden“ (Mises).¹⁾ Umso mehr ist die Stellungnahme des genannten Davanzati eigentümlich, der, obwohl Praktiker, noch als einer der letzten die alten kanonistischen Gedanken wiederholte. Der Großteil seiner Zeitgenossen war schon in das andere Lager übergegangen, in das der ganze Gang der ökonomischen Literatur - Abbrückeln der Wucherlehre und beginnende Bekämpfung der Münzverschlechterung - drängte. In dieser Zeit entstand auch das erste Werk, das man als eine Geldtheorie bezeichnen kann, die Untersuchung des Bodin über die Natur des Geldes anlässlich der damaligen Teuerung.²⁾

Für ihn ist das Geld nur noch eine Ware wie jede andere; der valor impositus ist ihm nichts mehr. Der kanonistischen Auffassung hatte er damit ganz den Rücken gekehrt und den Grund gelegt zu einer völlig neuen Betrachtungsweise, der metallistischen. Noch wesentlicher für Bodin ist jedoch, daß er das Geld nicht mehr in Verbindung mit der Moral oder

1) L.v. Mises. Theorie des Geldes und der Umlaufmittel. München und Leipzig 1910. S. 10.

2) Endemann a.a.O. VII. § 3.

andern unwirtschaftlichen Dingen betrachtet, sondern in seiner rein wirtschaftlichen Wirkung auf die Tauschvorgänge. Damit hatte er den ersten Grundstein gelegt zu einem ökonomischen System und auch für eine besondere Volkswirtschaftslehre.

I I.

Die weitere Ausgestaltung der neuen Richtung.

Es läge nahe, nachdem das vorige Kapitel in der Hauptsache den kanonistischen Doktrinen galt, dieses den merkantilistischen zu widmen. Aber dies wäre ein ganz unmögliches Beginnen; von Theorie kann man beim Merkantilsystem kaum sprechen. Eine Reihe von Grundsätzen, irgendwie und irgendwo aufgekommen, größtenteils im Bewußtsein der praktisch beteiligten Volksschichten entstanden und dann als selbstverständliche Wahrheit wirkend, das ist der Merkantilismus. Nirgends ist er zusammenhängend und in systematischer Form dargestellt worden, und doch füllte er bald alle Bücher, die sich irgendwie mit der Wirtschaft beschäftigen, und, was für ihn das eigentlich Charakteristische ist, alle Staatsmänner waren von ihm begeistert und ließen sich von ihm leiten.

Unter dem Einfluß dieser neuen Ideen

stand schon der im letzten Abschnitt als Metallist genannte Bodin; er war der erste, der die neuen Gedanken theoretisch erfaßte. Er wird deshalb oft mit seinem Lehrer Oresnius, als der Begründer des Merkantilsystems bezeichnet; aber ein Systematiker in unserem Sinne war Bodin keinesfalls. Und seine Nachfolger, die eigentlichen Merkantilisten, bedeuten in dieser Beziehung einen Rückschritt; weder Besold noch Bonitz, um nur die beiden bedeutendsten Deutschen herauszugreifen, stehen auf derselben theoretischen Höhe wie Bodin.¹⁾ Und auch die Abhandlungen anderer bedeutender Schriftsteller sind nichts weiter als eine Sammlung staatspolitischer Grundsätze, und nur hin und wieder sind theoretische Exkurse eingestreut; sogar die bedeutende holländische Schule (Grotius,²⁾ Salmasius) gibt geldtheoretisch kaum eine Ausbeute.

Allen merkantilistischen Autoren gemeinsam ist der kameralistische Zweck ihrer Untersuchungen, die Herausarbeitung praktischer Grundsätze zur Vermehrung des Reichtums der Fürsten und ihrer Staaten; keineswegs übereinstimmend sind aber ihre theoretischen Grundanschauungen. Pufendorf z. B., einer der bedeutendsten Kameralisten, verließ wieder die neue Bahn der Geldlehre und ging zurück auf die alten Ansichten von dem Einkommen und dem beigelegten Wert, weshalb er auch Leder- oder papiergeld für mög-

1) Roscher, Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland. München 1874.

2) vgl. E. Laspeyres, Geschichte der volkswirtschaftlichen Anschauungen der Niederländer. Leipzig 1863.

lich hielt.¹⁾ Noch weiter ging Conring, den Roscher den „letzten großen deutschen Polyhistor“²⁾ nennt; er führt das Geld zurück auf den Willen des Staates, und auch er beruft sich auf Papier- und Ledergeld.

Roscher führt diese „Unvollkommenheit der Definition“ zurück auf seinen Widerstand gegen das Merkantilsystem. Damit würde Conring den Beginn der Reaktion gegen den allmächtigen Merkantilismus darstellen. Und es ist auch in der Tat bald nach Pufendorf und Conring ein immer wachsender Widerstand gegen die merkantilistischen Lehren festzustellen, besonders in England, wo Petty und Locke Zeitgenossen der beiden Deutschen waren.

Doch dieser Umschlag ist für die Entwicklung der Geldtheorie ohne Bedeutung. Wie schon gesagt, ist es unmöglich, dem Merkantilsystem eine einheitliche Geldrichtung zu unterstellen, ebenso wie es verkehrt wäre, etwas derartiges in der Zeit der Reaktion gegen den Merkantilismus feststellen zu wollen.

Man ist eben im allgemeinen noch nicht auf der Höhe der Einsicht angelangt, daß jede Theorie ein geschlossenes System zu bieten habe, und zwar mit integrierender Wert- und Geldlehre. Von den beiden³⁾ genannten Engländern ist nur Petty in seiner Geld-

1) Roscher. Geschichte.

2) Ebenda S. 253.

3) Roscher, Zur Geschichte der englischen Volkswirtschaftslehre. Leipzig 1851.

theorie klar und eindeutig; für ihn ist die Münze ein Stück Edelmetall, und sie kann keinen andern Wert haben als eben das Metall. Locke hingegen ist in seiner Ansicht schwankend und unentschieden. Ausdrücke wie „imaginary value“ und „common pledge“ klingen stark nominal, weshalb ihn Helfferich mit manchen andern auch zu den Nominalisten rechnet. Aber die Locke'sche Auffassung, daß die Edelmetalle das Unterpfand dafür sind, daß gleichviel gegen gleichviel getauscht wird, deutet noch stark auf metallistische Grundlage, und in die gleiche Richtung weist auch seine Stellungnahme in dem bekannten englischen Münzstreit gegen Ende des 17. Jahrhunderts.

Auf der Lehre Locke's baut Hume auf, aber in folgerichtiger Weise verläßt er den Metalismus und gibt das erste Beispiel eines begründeten Nominalismus, dem er einen sehr scharfen Ausdruck gibt: „Money, having merely a fictitious value arising from the agreement and convention of men....“¹⁾ Hume geht damit, wie auch in seinen andern Lehren, weit über Locke hinaus, der noch in mancher Hinsicht merkantilistisch befangen war, und er schuf ~~damit~~ feste Grundlagen zu der endgültigen Beseitigung der merkantilistischen Lehren in England.²⁾

Außer Hume ist hier noch ein anderer Schüler Locke's zu nennen, Berkeley; auf ihn nimmt

1.) D. Hume, Essays and Treatises. London 1764. S. 328.

2.) Siehe hierüber: Max Klemme, Die volkswirtschaftlichen Anschauungen David Hume's. Jena 1900.

Marx Bezug und zitiert folgende Stelle: "... sind die Namen Livre, Pfund Sterling, Krone nicht zu betrachten als bloße Verhältnissamen? Sind Gold, Silber oder Papier mehr als bloße Billette oder Marken...?"¹⁾
Aber Berkeley kommt die geldtheoretische Bedeutung nicht zu wie Hume. *See Physiokraten und mit Al. Falla*

Noch ein französischer Schriftsteller sei hier erwähnt, weniger wegen seiner theoretischen Bedeutung als wegen der Verbreitung und des Einflusses seiner Schriften: Montesquieu. Von ihm stammt der vielzitierte Satz: „La monnaie est un signe qui représente la valeur de toutes les choses“.²⁾

Alle diese genannten französischen und englischen Autoren - in Deutschland war die von Conring angegebene Linie längst erloschen - bleiben jedoch ohne erheblichen Einfluß. Weder gelingt es ihnen, die allgemeinen metallistischen Anschauungen der Praktiker zu verdrängen, noch können sie die merkantilistischen Leitsätze aus der Staatspolitik ausmerzen. Männer wie Law und Necker beherrschen ihre Zeit, und ehe die genannten philosophischen-nominalistischen Schriften von Hume und Berkeley Erfolge zu zeitigen beginnen, wird von einer anderen Seite aus der Merkantilismus viel wirkungsvoller angegriffen und rasch beseitigt. Der große Erfolg der Physiokraten in Frankreich bereitete der merkantilistischen

1) Marx, Kritik der Politischen Ökonomie. Stuttgart 1909. S. 64.

2) Montesquieu. De l'esprit des lois. 1777.

Theorie wenigstens in Frankreich ein jähes Ende, und bald überstrahlte das helle Licht, das Adam Smith auf dem Gebiete der Ökonomie verbreitete, allen Merkantilismus und ebenso seine philosophischen Vorgänger.

Mit den Physiokraten und mit Ad. Smith beginnt in unserer Wissenschaft eine neue Epoche. Gide sagt darüber: „Die Zeit der Vorläufer war vorüber, mit Quesnay und seinen Schülern beginnt das Zeitalter der Begründer“¹⁾.

I I I .

Die Geldlehre der großen nationalökonomischen Schulen.

a. Die metallistische Linie.

Während bisher alle Theoretiker isoliert betrachtet werden mußten, als einzelne nur wenig zusammenhängende Erscheinungen, tritt mit Quesnay in unserer Wissenschaft eine neuartige Erscheinung auf: die Schule. Allerdings ist diese Erscheinung in ihrer Vollendung wie bei den Physiokraten nie wieder festzustellen; für diese ist Quesnay der Meister; was er gesagt hat, das gilt. Quesnay verstehen ist

1) Gide et Hist. Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen.

gleichbedeutend mit dem Verständnis des physiokratischen Systems überhaupt.

Dieser richtet seinen Hauptangriff gegen die merkantilistische Überschätzung des Geldes, durch welche die großenpraktischen Irrtümer des Merkantilismus verschuldet seien. Aber diese Überschätzung sei nicht nur der Fehler dieser Lehre, sondern ebenso sei sie ein Grundfehler der allgemeinen Volksmeinung, der die wahre Einsicht in das Wesen des Reichtums und des Volkswohlstandes unmöglich mache.¹⁾

In Wirklichkeit sei die Aufgabe des Geldes eine rein vermittelnde: „... la plupart des échanges, et surtout des plus considérables, se font sans entremise réelle de l'argent; des promesses de payer, bien valides et par écrit, sont reçues dans les échanges et s'y commercent comme l'argent même, sans que les contractants souffrent aucun dommage de l'absence de l'argent: ce n'est donc pas à l'argent que se fixe l'intérêt des nations dans les échanges, c'est à l'avantage qu'elles se procurent par les échanges.“²⁾

Nicht das Geld ist der Reichtum eines Volkes; wenn auch aus einem Taler zwei werden können, so ist dazu doch noch die geschickte Verwendung in der Produktion, d.h. des Ackerbaues nötig. Deshalb dürfe das Geld niemals in den Händen der sterilen Klassen bleiben; „car l'argent n'engendre pas l'argent“.³⁾ Oncken zieht⁴⁾

1) Oeuvres de Quesnay. Francfort et Paris 1688. Analyse du Tableau Economique.

2) Ebenda. Sur les travaux des artisans, sec. dial. S. 543.

3) Ebenda. Notes sur la Maxime XIII. S. 349.

4) Oncken, Geschichte der Nationalökonomie I. S. 367.

hier den bekannten Satz des Aristoteles zum Vergleich heran, und in der Tat findet sich zwischen den Physiokraten und den Kanonikern manche Übereinstimmung, nicht nur in der Geldlehre. Im ganzen ist diese aber einer der schwächsten Teile bei Quesnay; versucht man tiefer einzudringen, so verschwindet jede Klarheit; zwei Begriffe, die wesensfremd sind, l'argent und l'argent monnaie, werden nicht scharf genug unterschieden. Es taucht wieder eine Zweiteilung auf, in das Umlaufmittel, welches gewissermaßen ein Teil des Staates sei und ihm gehöre, und in die matière de meuble, aus welcher letzterer Eigenschaft das Geld seinen Wert herleite. So bleibt Quesnay, und mit ihm alle Physiokraten, in der Geldlehre unentschieden. Einigen zweifellos metallistischen Bemerkungen steht eine nominalistisch gefärbte Grundeinstellung gegenüber. Die einheitliche und durchgeführte Lehre fehlt jedoch; hätte Quesnay sich eine solche ausgedacht, so wäre er m.E. nicht Metallist geblieben.

Adam Smith greift viele physiookratische Ideen auf, bearbeitet sie völlig selbständig und übertrifft seinen Vorläufer Quesnay in bedeutendem Maße. Man könnte ihn gleichzeitig den letzten Physiokraten und den ersten Klassiker nennen. Als Geldtheoretiker kommt er kaum in Betracht; weder von den Physiokraten noch von seinem Lehrer Hume hat Smith in der Geldlehre etwas übernommen. Für ihn ist Geld eine Ware wie jede andere Ware auch; sein

Wert ist bestimmt durch die Produktionskosten des Edelmetalls. Damit hatte Smith sämtliche Beziehungen zum Nominalismus abgebrochen; er wurde Metallist und als solcher von großem Einfluß für die ganze klassische Geldlehre. Diese ist am besten zusammengestellt bei J.St.Mill: „Geld ist eine Ware, und sein Wert wird gleich demjenigen anderer Waren zeitweilig durch Nachfrage und Angebot und auf die Dauer und im Durchschnitt durch die Produktionskosten bestimmt“¹⁾. Und weiter sagt Hume: „Das Geldangebot ist... sämtliches zur Zeit in Umlauf befindliche Geld. Die Nachfrage... besteht aus allen Sachgütern, die zum Verkauf angeboten werden“. Die Produktionskosten der Edelmetalle beeinflussen das Geldangebot, die Produktionskosten der Sachgüter die Nachfrage; ein Zug zum Gleichgewicht besteht, wie er oben beschrieben ist. Nimmt man dazu noch den Mill'schen Begriff von der „Schnelligkeit des Umlaufes“²⁾, so hat man die Theorie, die gewöhnlich als die klassische Theorie ausgegeben wird und zwar unter dem Namen der Quantitätstheorie.

Mill hat uns indessen zu weit geführt; ~~er~~ interessiert uns hier doch nur der Gegensatz zwischen Metallismus und Nominalismus. Und für diesen hat der Inhalt der Quantitätstheorie nichts zu bedeuten; wesentlich ist nur eines: Auch Mill ist, trotz

1) D.Hume, Grundsätze der politischen Ökonomie. Leipzig 1884. Buch III. Kap. VII. S. 159.

2) Ebenda 2. Band. S. 166.

seines oft genannten Wortes „ticket“ Metallist, und zwar ebenso wie Smith, und für alle andern Schriftsteller der klassischen Periode gilt das Gleiche. Nur Ricardo macht eine Ausnahme.

Zwar wird so oft mit diesem Namen die Currency-Doktrin in Verbindung gebracht, daß er meist ohne weiteres den Metallisten zugehört, ja manchmal als ihr bedeutendster Vertreter bezeichnet wird. Es ist jedoch eines zu beachten: Die Peel'sche Akte von 1819 und 1844 geht zwar auf die Autorität Ricardo's zurück, aber sie hat seine theoretischen Pläne keineswegs ganz befriedigt.¹⁾ Und diese sind für seine Theorie maßgebend. Wägt man die Ansicht Ricardo's in seinen verschiedenen Schriften gegeneinander ab, so ergibt sich mancher Mangel an Geschlossenheit. Ausscheiden müssen hier seine quantitativ-theoretischen Lehren, die er zuweilen in ziemlich naiver Form vertritt. Hier ist nur zu fragen: Wie steht er zu unserem Problem? Nirgends hat er seine Stellung zum Gelde bis zu den letzten Grundlagen klargelegt; seine eigentliche Ansicht bleibt unklar, und zwar hauptsächlich deswegen, weil er Metallgeld und Noten immer trennt, obwohl er letztere verschiedentlich auch als Geld bezeichnet. Und wo er ausschließlich das Metallgeld betrachtet, da ist er absoluter Metallist.²⁾

1) Vgl. Diehl: David Ricardo's Grundgesetze II. S. 272ff.

2) vgl. darüber Diehl a. a. O. S. 226ff.

„Gold and silver, like other commodities, have an intrinsic value...“¹⁾ und „money must necessarily undergo the same variations in value as those metals“;²⁾ und in gleicher Weise äußert er sich an vielen anderen Stellen. Dementgegen stehen jedoch vereinzelt Äußerungen, eingestreut in beide Schriften, die gegen den Umlauf der Edelmetalle eine gewisse Feindschaft andeuten; immer wieder werden die Vorzüge einer reinen Papierwährung hervorgehoben. Und in den „principles“ hat Ricardo dann seinen Plan einer Papierwährung mitgeteilt. Der wesentliche Inhalt desselben ist folgender: Wenn es dem Staat beliebt, kann er den Schlagschatz so sehr erhöhen, daß der ursprüngliche Wert verschwindet: „the whole charge for paper money may be considered as seignorage“³⁾ und „though it has no intrinsic value, yet, by limiting its quantity, its value in exchange is as great as an equal denomination of coin, or of bullion in that coin“. Diesen klaren nominalistischen Gedanken verwischt Ricardo allerdings gleich wieder. Da sein Wert durch Beschränkung der Menge gesichert ist, braucht das Papier nicht auslösbar zu sein; es ist völlig unabhängig von jedem Metallwert, und doch: „it is...necessary that its quantity should be regulated according to the value of the (standard) metal...“⁴⁾

1) The Works of David Ricardo, by Mc Culloch, sec. ed. London 1852. High Price of Bullion S. 263.

2) a. a. O. Proposals S. 397.

3) Principles, chapt. on currency and banks. a. a. O. S. 213.

4) a. a. O. S. 214.

Wie ist dieser Widerspruch bei einem so scharfen Denker wie Ricardo zu erklären? Seine Absicht ist sicher eine nominalistische, aber seine Gedankengänge sind so metallistisch durchsetzt, daß er die richtige Linie verliert. Etwas anderes ist es natürlich, wenn Ricardo aus praktischen Gründen, z.B. zur Stabilisierung der Wechselkurse, eine gewisse Menge Metallgeld im Hintergrunde halten will, zur Ausgleichung der Zahlungsbilanzspitzen. Aber die unbeschränkte Kauf- und Lieferpflicht seiner Nationalbank für Standardbarren ist ein völliger Rückfall in den Metallismus, den er doch eigentlich überwinden wollte, und in diesem Punkte wird Ricardo in Verleugnung seiner tieferen Absichten der Currency-Doktrinär.

Eine Beurteilung Ricardo's wird zu dem Schluß kommen müssen, daß wohl Ansätze zu einem folgerichtigen Nominalismus vorliegen, der aus praktischen Gründen allerdings verankert werden soll, und zwar im Metallwerte, weil dieser ihm als einzig geeigneter Grund erscheint. Seine metallische Voreingenommenheit verhindert aber Klarheit und Entschiedenheit sowohl seiner Einsicht, als auch seiner Darstellung. Tut man den Ricardo'schen Lehren einen gewissen Zwang an und schält man sie aus dem metallistischen Vorurteilskreis heraus, so wird die Geldlehre Ricardo's klar und sicher, paßt allerdings dann nicht mehr in sein ganzes System. Im Gegensatz zu Diehl

1) Diehl a. a. O. S. 217.

Wäre Schule nicht hätte, ist auch die Forderung
 möchte ich dann - vorausgesetzt daß die vorgenommene
 Reinigung nicht zu weitgehend ist - die Meinung auf-
 stellen, daß Ricardo als ein^{der}sichtsvollster und bester
 Geldtheoretiker einzuschätzen ist. Doch soll die
 Auseinandersetzung über Metallismus und Nominalismus,
 die nun hier folgen müßte, in einem besonderen Kapi-
 tel zusammengefaßt werden.

Als Geldtheoretiker ist Ricardo
 bekannt und Mit Ricardo hatten die klassischen
 Theorien ihren Höhepunkt erreicht; J. St. Mill bezeich-
 net den Gipfel der Herrschaft dieser Schule und
 gleichzeitig den ersten Beginn ihres Zerfalls. Zwi-
 schen diesen beiden haben viele Volkswirtschaftler
 geschrieben, auch über Geldwesen. Nichts konnten sie
 der Theorie hinzufügen; bald gaben sie der einen
 Wurzel des Mill'schen Geldwertes den Vorrug, bald der
 andern. Senior z. B. ließ überhaupt nur die Produkti-
 onskostenseite gelten.

Alle in allen stand die klassische
 Periode völlig im Zeichen des Metallismus. Alle na-
 tionalökonomischen Lehren der Zeit wurden von ihm
 beeinflusst, die Bank- und Geldgesetze wesentlich von
 ihm bestimmt. Von seiner Heimat England aus nahm
 er den Weg in der neuen Form über den ganzen Kon-
 tinent.

Bevor wir ihm auf diesem Wege nach
 Deutschland folgen, wo er in besonders ausgebildeter

1) Senior. Political Economy. London 1850.

Weise Schule machen sollte, ist noch eine Sondererscheinung zu berücksichtigen: Karl Marx. Als Deutscher in England lebend und völlig unter dem Einfluß der englischen Klassiker, sowie der englischen Wirtschaftsverhältnisse stehend, befindet er sich schon aus diesen Gründen außerhalb jeder Schule; dazu kommt noch sein eigenartiges System.

Als Geldtheoretiker ist Marx wenig bekannt und wenig verstanden. Die Literatur weist keine geschlossene Darstellung seiner Geldlehre auf, und eine gründliche Untersuchung müßte sehr weit aus-
holen; selbst bei schärfster Beschränkung auf unsere Fragestellung.

In seiner Unentschiedenheit und seinem metallistischen Schein erinnert der große Sozialist an Ricardo. Er ist ein scharfer Verfechter des Metallismus; für ihn ist Geld einfach eine Ware, Gold die Geldware. „Die Hauptschwierigkeit in der Analyse des Geldes ist überwunden, sobald sein Ursprung aus der Ware selbst begriffen ist“¹⁾. Und in seiner temperamentvollen Weise nimmt er im Kapitel zu den nominalistischen Lehren folgende Stellung: „In seiner Funktion des Wertmaßes dient das Geld daher - als nur vorgestelltes oder ideelles Geld. Dieser Umstand hat die tollsten Theorien veranlaßt. Obgleich nur vorgestelltes Geld zur Funktion des Wertmaßes dient, hängt der Preis ganz vom realen Geldmaterial ab.

1) Marx, Kritik der politischen Ökonomie. S. 46.

Der Wert, d.h. das Quantum menschlicher Arbeit, das z.B. in einer Tonne Eisen enthalten ist, wird ausgedrückt in einem vorgestellten Quantum der Geldware, welches gleichviel Arbeit enthält¹⁾. Aber manchmal blicken durch solche metallistische Vorstellungen Gedanken, die an viel spätere, geradezu entgegengesetzte Meinungen erinnern - Gedanken, die hinter der Goldsubstanz, als dem Äußerlichen, Vorgänge und Zusammenhänge suchen, die weit über eine reine Warentheorie hinausführen. „Die Verwandlung der Ware in Rechnungsgeld im Kopfe, auf dem Papier, in der Sprache, geht jedesmal vor sich, sobald irgend eine Art des Reichtums unter dem Gesichtspunkt des Kaufwerts fixiert wird. Zu dieser Verwandlung ist das Material des Goldes nötig, aber nur als vorgestelltes, Um den Wert von tausend Ballen Baumwolle in einer bestimmten Anzahl von Unzen Gold zu schätzen und diese Anzahl Unzen selbst wieder in den Rechennamen der Unze, in £, s, d auszudrücken, wird kein Atom wirklichen Goldes gebraucht. So zirkulierte in Schottland vor dem Bankakt Sir Robert Peels von 1845 keine Unze,²⁾“

Aber er verfolgt diese Linie nicht weiter, wenn auch im Kapital verschiedene Ausführungen daran anschließen, besonders im dritten Band, worüber in einem anderen Zusammenhang später noch zu sprechen sein wird. Auch auf Marx trifft das Urteil zu, das oben auf Ri-

1) Marx. Kapital. I, S. 66. 3. Aufl. Hamburg 1883.

2) Marx. Kritik der pol. Ökon. S. 57.

cardo angewandt wurde, daß er seine Geldtheorie nicht genügend geklärt und herausgearbeitet hat; auch er bleibt im ganzen, und zwar bewußt und absichtlich, Metallist.

In Deutschland wurden die metallistischen Lehren der Engländer aufgenommen und ausgebaut; bald war ihre Stellung eine so überragende und alleinherrschende, daß andere Mässen Meinungen kaum mehr angehört wurden. Der Begründer dieser deutschen Schule ist Knies. In seinen noch heute zu den besten Büchern in der Geldliteratur gehörenden Werke „Das Geld“ gibt er seiner schroff metallistischen Ansicht folgenden Ausdruck: „Der Wert der wirtschaftlichen Güter wird nicht durch „das Geld“, durch die Geldstücke, sondern durch den Wert des Geldes, durch das Wertquantum in den bezüglich ihres Gewichtes bestimmten Geldstücken gemessen“¹⁾. Klar und entschieden ist seine Meinung; da ist kein Hintergedanke, wie er bei früheren so oft das Prinzip durchbricht; das Metall ist das Geld. Knies fand allgemein Anhang, und die Zahl der Schriftsteller, die seinen Standpunkte sich anschlossen, ist beinahe beliebig vermehrbar.

Eben diese unbeschränkte Herrschaft der metallistischen Theorie hatte zur Folge, daß die reine Geldlehre verarmte. Für einen konsequenten Metallisten fallen alle Geldfragen zusammen mit Prob-

1) Karl Knies, das Geld. II. Auflage. S.150.

lemen allgemeiner Art, wie Wert und Preis, hauptsächlich aber der Geldpolitik.

Überschaut man den Werdegang der Metall-
doktrin, so läßt sich feststellen, daß sie seit Bodin
nie entschieden verdrängt wurde. Den Merkantilismus
hat sie überlebt, die Klassiker stellten sie in den
Mittelpunkt ihrer Lehre, und in dem Deutschland des
19. Jahrhunderts war sie zu etwas Selbstverständlichem
geworden. Karl Menger ¹⁾ nennt die nominalistische Leh-
re einfach „Irrlehre“, womit ihr Gegensatz gewisser-
maßen als Dogma verkündet wurde, und Roscher konnte,
ohne auf Widerspruch zu stoßen, die Geldtheorie ^{er} kur-
zerhand einteilen in die richtige und ~~in~~ die falsche.

Um die Jahrhundertwende wuchs jedoch
die Gegnerschaft gegen die herrschende Schule, und da
unternahm es Diehl, den Metallismus neu zu begründen
und auszubauen. Seither ist Diehl der Führer der me-
tallistischen Schule; wer diese angreifen will, muß
sich mit Diehl auseinandersetzen. Ebenso eindeutig
wie Knies charakterisiert er seine Ansicht dahin,
„daß das Edelmetall, welches in der geprägten Münze
enthalten ist, für den Wert der einzelnen Münze maß-
gebend sei“, ferner, „daß jedes rationelle und volks-
wirtschaftlich gesunde Geldwesen auf einer Währung
mit metallischer Basis beruhen ²⁾ muß“. Dieser letzte
Satz ist unklar in der Problemstellung; denn in der

1) Art. „Geld“ in Hdw. d. St.

2) Diehl. Eine neue Geldtheorie. Bankarchiv Bd. V.

Praxis kann die metallische Basis sehr wohl als nötig erkannt werden, ohne theoretisch zunächst irgendwie von Belang zu sein. Weiterhin behauptet Diehl jedoch diesen Zweifel; er entscheidet sich völlig, auch theoretisch, für den Metallismus; auf den Vorhalt Knapps, daß die metallosen Geldverfassungen metallistisch nicht zu erklären seien, folgendes antwortend: „Wir meinen demgegenüber, daß die Metallisten mit guten Grunde eine Geldverfassung ohne Metall nicht erklären können, weil sie eben ein Ding der Unmöglichkeit ist. Selbst für den inneren Verkehr ist es eine Unmöglichkeit, einen Geldverkehr ohne metallische Basis aufrecht zu erhalten.“

Unter den vielen Anhängern dieser Richtung ist Helfferich zu nennen, wenn er auch in seiner untheoretischen Art einen etwas vermittelnden Standpunkt einnimmt. Er glaubt zwar, daß der Wert des Geldes nicht unbedingt ein „Substanzwert“ sein müsse, sondern ein bloßer „Funktionswert“ sein könne, aber „die Wertqualität ist eine integrierende Eigenschaft des Geldes“¹⁾; und an einer andern Stelle sagt er gar, daß das Geld „Wert an sich“ ist. Dementsprechend ist er, trotz mancher abweichenden Darstellung in seinem weitausholenden Buche, ein Anhänger der metallistischen Geldauffassung. Im ganzen darf man aber bei Helfferich theoretisch nicht allzuviel suchen. Seine Grundansichten bleiben, was unser Problem anbetrifft, auffallend unklar; innerlich schwankt er wohl zwi-

1) Helfferich, Das Geld. 2. Auflage S. 535ff.

schen der klaren nominalistischen Linie seines Lehrers Knapp und der beinahe selbstverständlichen Hochschätzung der Goldwährung durch den Praktiker, auf deren Vorsüge ja Knapp selbst trotz seiner absolut entgegengesetzten Meinung keineswegs ohne weiteres verzichten wollte.

In neuester Zeit hat sich als entschiedener Anhänger der Diehl'schen Richtung Budge hören lassen. In einem Artikel, der sich im Anschluß an die Schumpeter'sche Unterscheidung „Waren- oder Anweisungstheorie des Geldes“ nennt, sagt er: „Kaufe ich für Geld Ware, so ist nicht nur ein juristischer, sondern gleichzeitig ein ökonomischer Vorgang vorhanden. Ich tausche ein Wertding gegen ein anderes“¹⁾. Auch Zwiedineck vertritt metallistische Ideen, wenn auch nicht in derselben geschlossenen Form wie Diehl oder Budge; für ihn „beruht die Meßfunktion des Geldes auf seinem Wert“. Nur ist dieser Wert, ebenso wie bei Helfferich, etwas Substanzfremdes; er ist „eine von der Kaufkraft abgeleitete, bei der Preisbildung als elementare Kraft wirksame Vorstellung, die Käufer und Verkäufer leitet“. Ob sich diese beiden Sätze vertragen, ist zu bezweifeln; entweder beruht die Kraft des Geldes auf seinem eigenen Wert, dann hat der Metallist recht, oder sie beruht auf einer Vorstellung, dann hat es seinen Wert aus etwas Fremdem, und dem Nominalismus gebührt der Vortritt.

1) Budge. Waren- oder Anweisungstheorie des Geldes. Archiv f. Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. 46. Band.

Im ganzen scheint Zwiédineck mehr der zweiten Ansicht zuzuneigen; denn zwischen dem Gelde mit dem wirklichen Wert, der eben nur in der Vorstellung vorhanden ist, und dem Gelde, dessen Wert gleich als ein fiktiver erklärt wird, besteht kaum ein anderer Unterschied als der des Ausdrucks. Das gleiche scheint in letzter Zeit für viele Schriftsteller zuzutreffen. Es ist ein deutlicher Zug nach der nominalistischen Seite festzustellen, sodaß die noch vor wenigen Jahren so fest gegründete metallistische Herrschaft als bedroht bezeichnet werden kann. Und dies ist hauptsächlich dem Erfolg und dem Einfluß des Knapp'schen Werkes „Staatliche Theorie des Geldes“ zuzuschreiben.

b. Die nominalistische Linie.

Die „Staatliche Theorie“, die berufen sein sollte, die Führung im Kampfe gegen die überragende Stellung des theoretischen Metallismus zu übernehmen, das den Auftakt gab zu einem Streit der Meinungen, der heute noch nicht abgeschlossen ist, und damit einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Geldtheorie einleitete, damit erst die reine Geldlehre zu einem beachtenswerten Zweig der ökonomischen Theorie gestaltend, stellt den Höhepunkt einer Entwicklung dar, die in einzelnen Erscheinungen bis zu Hume zu verfolgen ist, der oben in seinem Zusammenhang mit metallistischen Autoren besprochen wurde.

Schon viel mehr Übereinstimmung mit der „Staatlichen Theorie“ weist das Geld des idealen

Staatsgebildes des „Geschlossenen Handelsstaats“ von Fichte auf. Gelten diese Lehren auch nur für ein gewissermaßen sozialistisches Gemeinwesen, so sind sie doch insofern außerordentlich interessant, weil sie sich mit Knapps Ansichten von der Wirklichkeit in vielen Teilen decken. „Ein geschlossener Handelsstaat, dessen Bürger mit dem Ausland keinen unmittelbaren Verkehr treiben, kann zu Geld machen schlechthin, was er will, wenn er nur deklariert, daß er selbst nur in diesem Gelde, und schlechthin mit keinem andern sich werde bezahlen lassen“¹⁾. „Das Geld ist an und für sich gar nichts; nur durch den Willen des Staates repräsentiert es etwas“. In der ökonomischen Wissenschaft fanden Fichtes Darlegungen kaum Beachtung, noch weniger Anhang. Denn einmal waren sie doch utopistisch, und zum andern war Fichte kein Fachmann, sondern ein Philosoph, und die Zeit der philosophischen Ökonomen war nicht mehr.

Einen großen Widerhall in seiner Zeit fand dagegen Adam Müller, der bald nach Fichte seine Theorien niederschrieb. Die romantische Strömung im deutschen Geistesleben hielt ihn in ihrem Bann und verleitete ihn, anstelle nüchterner Wissenschaftlichkeit gefühlsmäßige Spekulationen niederzuschreiben. Er kann deshalb auch nicht als ein ökonomischer Theoretiker bezeichnet werden, und wenn man bei ihm klare Theorie sucht, ist das Ergebnis mehr als bescheiden. Trotzdem wird er in der ökonomischen Literatur eingeordnet und zu den Nominalisten gerechnet.²⁾ Liefmann

1) Fichte's Werke. Leipzig 1911. Bd. II. S. 463.

2) Siehe Diehl und Nombert. Ausgewählte Lesestücke. Zur Lehre vom Gelde. Einleitung.

nimmt ihn fast als einen Vorläufer in Anspruch, wahrscheinlich weil er das Geld ebenso als eine „Idee“ bezeichnet wie Liefmann selbst. Nun muß man aber gelesen haben, was Müller alles sonst noch als „Idee“ bezeichnet, und man wird hinter diesen Worte überhaupt nichts mehr suchen. Will man aus Ad. Müllers ungelungen Gedankenfluge irgend etwas wie eine ökonomische Ansicht über das Geld herausfinden, so sind bei ihm zwei Begriffe zu trennen: das wirtschaftliche Geld und die ideell-spekulative Konstruktion eines Geldes, das nur staatsphilosophisch zu begreifen ist. Ist diese Unterscheidung gemacht, so ist Müller ein Ökonom der mittleren Linie, und nichts berechtigt dazu, ihn den Metallisten entgegenzustellen. Ist es vielleicht Nominalismus, wenn er schreibt: „Das Kopfbild des Souveräns auf der Münze... deutet die Gegenwart der Nation bei jedem einzelnen Handel sehr sinnreich an; die souveraine Ware wird vom Souverain gestempelt; aber dennoch bleibt sie Ware?“¹⁾ Und sogar in praktischer Beziehung stellt er ganz metallistische Maximen auf: „Den klug ausgemittelten Wert hat sie (die Regierung) als Münzpreis anzusetzen, für welchen sie diese Metalle jedem möglichen Produzenten²⁾ oder Inhaber auf der Münze abzunehmen geneigt ist“.

Allerdings hielt Müller ein Nominalgeld wohl für möglich, aber nicht in seinem State, sondern in einem Idealgebilde. „Gesetzt eine solche Handels-

1) Ad. Müller. Elemente der Staatskunst. 21. Vorlesung. S. 278.

2) Ebenda S. 280.

Republik (wie die Vereinigung der Hamburger Kaufleute zu einer Girobank)...erweiterte sich zu einem wirklichen, organischen Staate: so würde... auch die Reichsmünze an ihrer Souveränität verlieren; die Allmacht eines bestimmten Metallgeldes würde nachlassen, ein, wenn auch aus bloß merkantilen Gesichtspunkten unvollkommenes, doch aus echt-staatswissenschaftlichen vollkommenes Nationalgeld würde erscheinen; man würde einander gegenseitig viel mehr mit Symbolen des Nationalkredits, als mit absoluten Metall oder streng-merkantilistischem Credit bezahlen¹⁾.

2)
Das spätere Werk, worin er eine neue Theorie des Geldes geben will, läßt den ökonomischen Geldbegriff völlig verschwinden zu Gunsten einer ganz spekulativen und unfaßbaren Vorstellung, in der ein metallistisches Geld eingeflochten ist in verschwommene Ideen von Volk und Staat, als Gegenpol der gesamten persönlichen Funktionen des Wertgeldes: beide Pole verbunden sind „die Axe der ökonomischen Sphäre“³⁾. Soll das Metall zur Münze werden, so brauche es das Wort, das Siegel, andererseits: „Soll das Wort zum wirklichen Gelde werden, es muß es in Beziehung auf das Metall stehen, es muß durch das Metall bestimmt werden“⁴⁾.

1) Ebenda S. 286.

2) Ad. Müller. Versuche einer neuen Theorie des Geldes. 1816.

3) Ebenda S. 163.

4) Ebenda S. 161.

Was Müller wirklich meint, ist natürlich aus solchen Sätzen nur schwer herauszulesen; das Beste ist, man rechnet einen solchen Mann überhaupt nicht zu den ökonomischen Theoretikern; Denn in Wirklichkeit ist er nur ein Romantiker der Staatsphilosophie, und auf diesem Gebiete war ihm das Geld das beste Symbol für das menschliche Streben nach Vereinigung und Gemeinschaft, sozusagen ein letzter Rest einer Zusammengehörigkeit, genau wie der Staat, und ebenso wie dieser, oder wie das ganze Volk, eine Idee. Mag ~~das~~ philosophisch schön und gut sein, ökonomisch sind das alles ganz unbrauchbare Irrlichter eines starken, aber ungesügten Verstandes.

Habe ich bei Müller etwas länger verweilt, als seiner Bedeutung zukommt, so deswegen, weil m.E. größtenteils falsche Ansichten über seine ökonomischen Lehren in Umlauf sind, und weil die neueste Zeit ihn einigermaßen in Mode zu bringen scheint.

Nach Fichte und Ad. Müller verschwinden in der Literatur alle Äußerungen, die irgendwie nominalistisch gedeutet werden könnten, bis zur Mitte des Jahrhunderts, als S. Oppenheim nominalistischen Ansichten huldigte. Allerdings nicht wie Fichte oder später Knapp, auf chartalistischer Grundlage, sondern mehr auf Übereinkunft aufbauend, auf der öffentlichen Meinung, wie er sich ausdrückt.

„Unsere Geldpräge ist daher nicht, wie so viele Autoren meinen, zur Bestimmung und zur Erkenntnis des

1) vgl. Fr. Hildebrand. Die Nationalökonomie der Vergangenheit und Zukunft. Frankfurt 1848.

Gehalts nötig, sondern nur, um die Zahl der Geldeinheiten darin uns kenntlich zu machen. Der Geldeinnehmer fragt nicht danach, wieviel Silber sein Goldstück enthält, sondern für wieviel Geldeinheit es ihm wieder abgenommen wird". „Früher, als das Geld noch Ware war, wurde dasselbe auch nur gewogen; jetzt aber, wo es uns bloß durch die Zahl seiner Einheiten dient, ist es nicht das Gewicht, sondern hauptsächlich die Zahl, was uns die Edelmetalle als Geld schätzenswert macht¹⁾".

Aber Oppenheim blieb vereinzelt, und erst gegen Ende des Jahrhunderts tauchen Stimmen auf, die eine ähnliche Richtung aufweisen. Hier ist Heyn zu nennen: Papierwährung mit Goldreserve für den Auslandsverkehr²⁾. Die theoretische Bedeutung dieses Werkchens ist jedoch zu unbedeutend, als daß es hätte Beachtung finden können.

Umso mehr war dies dem Werke beschieden, das schon genannt wurde und nun zu besprechen ist: Knapp, „Staatliche Theorie des Geldes". Darin wird eine neue Abart des Nominalismus vertreten, der sogenannte Chartalismus, der zu ähnlichen Resultaten für unseren wirklichen Staat kommt wie Fichte für seinen geschlossenen Handelsstaat. Die Betrachtungsweise Knapps ist aber nicht philosophisch-

1) S. Oppenheim. Die Natur des Geldes. 1855. S. 69ff.

2) Berlin 1894.

idealistisch wie bei Fichte, sondern streng und klar staats- und verwaltungsrechtlich umrissen.

Die ersten Worte der „Staatlichen Theorie“ lauten: „Das Geld ist ein Geschöpf der Rechtsordnung“. In diesen einen Satze ist der gesamte Inhalt des Buches schon inbegriffen; er spricht alles aus, was Knapp zu sagen hat. Und doch sagt er in einer wichtigen Hinsicht gar nichts aus. Was ist Privateigentum? Ein Geschöpf der Rechtsordnung? Man ist auch nicht klüger als zuvor. Ökonomisch besagt diese Erklärung nichts, und darauf kommt es uns doch allein an. Jedoch als eine grundsätzliche Gegnerschaft gegen den reinen Metallcharakter des Geldes war der Satz Knapps ein Weckruf, und wer immer von dieser Theorie spricht, der zitiert den genannten Ausdruck, meist sofort das Urteil über Knapps Ansicht daran anknüpfend. Selten ist dieses zustimmend; meist wird Knapps Theorie gleich als unbrauchbar abgelehnt, da sie rein juristisch sei; Liefmann nennt sie deswegen sogar falsch.

Ist nun die chartalistische Theorie tatsächlich deshalb unbrauchbar oder falsch, weil sie nur staatlich-juristisch ist? Was will sie denn in Wirklichkeit erklären? Etwa den Wert des Geldes? In dem Nachtrag zur zweiten Auflage seines Buches spricht sich Knapp eingehend über diesen Punkt aus. Folgendes sagt er über den sogenannten Geldwert: „(es) erhebt sich immer wieder die Frage nach dem „Wert“ des Geldes, und sehr häufig ist von den Ökono-

misten der früheren Richtung gefordert worden, daß die Staatliche Theorie hierzu Stellung nehme. Das ist bisher nicht geschehen, und zwar aus guten Gründen. Eine Darstellung des Verwaltungsrechtes, soweit es sich um Geldwesen handelt, hat mit der Frage nach dem Werte des Geldes nur ganz wenig zu tun schaffen. Vielmehr ist die allgemeine Volkswirtschaftslehre hier weit mehr zuständig." - Und weiter meint Knapp: „Unsere Ökonomen meinen aber etwas ganz anderes, wenn sie vom Werte des Geldes reden, und dies andere gehört nicht in die Staatliche Theorie des Geldes, sondern nur in die Wirtschaftslehre. Es handelt sich dabei um die Preise, wie man es höchst umfassend ausdrücken pflegt“.

Es werden hier also ganz bestimmte Grenzen gezogen, wo die Theorie gilt, und wo sie nicht gelten soll und kann. Zum ersten Male in der Literatur tritt ^{hier} eine scharfe Umgrenzung der Aufgabe der Geldlehre auf. Diese Begrenzung erweist sich jedoch bei näherem Zusehen als die Beschränkung auf eine von zwei Teilen, also eine Zweiteilung des Problems: in die verwaltungsrechtliche und die formale Erscheinung der Zahlungsmittel, nur staatlich-juristisch zu ergreifen, und in die viel weiter fassende ökonomische Bedeutung des Geldes. Knapp hat nur die erste Frage in den Bereich seiner Fragestellung einbezogen; den andern Teil verweist er in die allgemeine

1) Knapp a.a.O. S. 455

Ökonomie. Dieser zweite Teil umfaßt aber nichts anderes als die Geldeinwirkung auf die Preise, d.h. die Geldwertschwankungen, und das ist hier als unwesentlich auszuschalten.

Das gleiche gilt für die praktischen Forderungen, die Bendixen¹⁾ an die Knapp'sche Theorie geknüpft hat; auch sie stehen hier außerhalb unseres Interesses. Aber der Theoretiker Bendixen ist kaum über Knapp hinausgelangt; allenfalls hat er dessen rein staatsrechtliche Betrachtungsweise etwas ins Ökonomische zu verschieben versucht. Insofern ihm dies gelungen ist, verläßt er den Boden des Chartalismus und kommt zu Gedankengängen, die auch andere Autoren entwickelten, die die mit dem Gegensatz Metallismus-Nominalismus nichts mehr zu tun haben; sie sind in einem andern Zusammenhang zu behandeln.

Die in eine Würdigung der beiden Theorien eingetretene Verknüpfung, welche sich für die Entwicklung auch der nominalistischen Schule angeht.

So stehen sich nun beide Lehrmeinungen gegenüber; glänzende und scharfsinnige Verfechter beiderseits. Die beiden Namen Diehl und Knapp bezeichnen die sich befühenden Meinungen (allerdings nur in der Theorie; an den heftigen Auseinandersetzungen über die praktischen Folgerungen nimmt Knapp nicht teil). Doch bevor irgendwie zu den beiden Theorien Stellung genommen werden kann, ist ihr Inhalt ein-

1) Fr. Bendixen, Vom theoretischen Metallismus. Jahrb. f. Nationalök. u. Stat. Bd. 112.

gehend zu prüfen; vor allen ist ihre Fragestellung herauszuarbeiten, es ist zu untersuchen, inwieweit ihr Problem sich deckt, oder wo irgendeine Abweichung festgestellt werden muß. Diese Aufgabe soll dem nächsten Kapitel gestellt werden.

Zweites Kapitel.

Nominalismus und Metallismus.

I. Die rein theoretische Fragestellung.

Um in eine Würdigung der beiden Theorien eintreten zu können, muß nun ihr Gegenstand und ihre Fragestellung geklärt werden. Der erstere ist bei beiden offenbar derselbe, das Geld im gewöhnlichen Sprachsinn, d. h. die Zahlungsmittel, die sich in den Kassenschränken und Geldbeuteln aufhalten, und die man gewöhnlich meint, wenn man von Geld spricht, die greifbaren Geldstücke aus Metall oder Papier. Damit hat die Problemstellung eine gewisse Begrenzung erfahren.

Selbstverständlich leugnet keine der beiden Theorien, daß auch außerhalb dieser Begrenzung eine Art Geldverkehr möglich ist, wie er sich ja in weitestem Maße ohne jegliche Inanspruchnahme von

wirklichen Geld im obigen Sinne abspielt. Aber dies wird als eine nur abgeleitete Erscheinung betrachtet, die für das eigentliche Problem unwesentlich ist, und die als eine weitere Frage in zweiter Linie ihre Lösung zu finden hat.

Der Inhalt der Fragestellung ist damit eindeutig festgestellt, der Boden, auf dem die Erklärung sich zu bewegen hat, umschrieben, und wer immer die landläufigen Geldtheorien würdigen will, hat ihr auf diesen Boden zu folgen, hat ihre Fragestellung anzunehmen. Dies ist der einzig mögliche Standpunkt, von dem aus der Metallismus Diehls oder der Chartalismus Knapps zu begreifen oder zu bekämpfen sind. Wer der Geldtheorie von vornherein einen andern Inhalt gibt, der mag auch zu irgendwelchen brauchbaren Resultaten kommen; aber ~~er~~^{man} beweisen nichts gegen die nominalistischen oder metallistischen Deutungen. Schon diese Überlegung zeigt, daß die Angriffe Liefmanns auf beide von einer ganz verschiedenen Voraussetzung ausgehen und deswegen notwendigerweise ihr Ziel verfehlen müssen; liegt doch die Liefmann'sche Betrachtungsweise den alten Theorien ganz fern. Später wird auch dieser Punkt noch eingehender zu besprechen sein; hier ist nur Stellung zu nehmen zu Nominalismus und Metallismus in ihrer Gegensätzlichkeit, d. h. zu den verschiedenartigen Ergebnissen der metallistischen oder nominalistischen Betrachtungsweise des Geldes, d. h. der Zahlungsmittel.

Wie ist dieses Geld zu erfassen, wie zu de-

finieren? Gerade darüber ist keine Einigung zu erzielen. So weit gehen die Meinungen auseinander, daß, wie in ersten Kapitel gezeigt wurde, seit Jahrhunderten zwei gesonderte Schulen sich befanden. Kaum hatte sich das Geld in der Wirtschaft eingestellt, so rief es auch schon den Kampf der Meinungen hervor, und auch seine Weiterentwicklung konnte diesen Kampf nicht schlichten, die Streitfrage nicht lösen. Und doch müßten eigentlich Entstehung und Entwicklung einer Erscheinung am ersten Aufschluß über deren Wesen geben können.

Das Geld hat sich irgendwo und irgendwann in der Wirtschaft entwickelt; in immer weitere Gebiete drang es ein, bis es schließlich zu dem allgemein verbreiteten, allmächtigen, beinahe - wie man zu sagen versucht sein könnte - vollkommenen Gelde der Gegenwart geworden ist. Nur als eine historische Erscheinung ist das Geld zu verstehen, und das ist eigentlich selbstverständlich; ist doch „alles wirklich¹⁾ Leben ein historischer Prozeß“. Das Sein dieser Erscheinung wäre demnach aus ihrem Gewordensein zu erklären, aus ihrer Entwicklung heraus.

Als im primitiven Tauschverkehr einige Sachgüter, die aus irgendeinem Grunde geeignet waren, einem allgemeinen Bedürfnis zu genügen, als Vermittler bei vielen Tauschgeschäften dienen mußten, war der Grund gelegt zu einem allgemeinen Tauschmittel. Die.

1) H. Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. S. 715.

Voraussetzung zu dieser Entwicklung war aber eine andere, nämlich die, daß jeder erwarten konnte, dieses Tauschmittel weitergeben zu können. Er konnte es also in Tausch nehmen, auch wenn er selbst es gar nicht brauchen wollte.

In diesem Falle war aus dem direkten Tausch ein indirekter geworden, und dieser indirekte Tausch drängte, nachdem er die Regel geworden war, die wirtschaftliche Entwicklung vorwärts; der Handel und die Arbeitsteilung, zwei innig verknüpfte Erscheinungen, breiteten sich aus. Das allgemeine Tauschmittel hatte eine neue Wirtschaftsweise, die tauschwirtschaftliche, ermöglicht.

Dieser neuen Wirtschaftsform gemäß wechselten die Tauschmittel - in den meisten Wirtschaftsgeländen Edelmetalle - öfter als früher ihre Besitzer, schneller gingen sie von Hand zu Hand. Es entstand daher ein Bedürfnis nach bequemer und handlicher Übertragungsmöglichkeit derselben. Man stückelte die Edelmetalle nach gewissen Gewichtsmengen, und der Einfachheit halber wird man bald dazu gekommen sein, die Stücke nach Menge und Feinheit zu bezeichnen. Später wurde aus diesen einfachen Zeichen der Stempel der Obrigkeit; die Münze war entstanden¹⁾. Sie war eine gewisse Gewichtsmenge eines Stoffes; veränderte man diese, so veränderte man auch die Münze selbst, d. h. ihren Inhalt.

1) vgl. hierüber ausführlich: Helfferich. Das Geld. 1. Kapitel.

Sicher war diese Münze Geld - zu ihrer Zeit. Entspricht ihr unser heutiges Geld, oder ist eine Veränderung festzustellen? Ein äußerlicher Vergleich ergibt kaum eine Veränderung. Immer noch erhebt ein Stempel den bloßen Stoff zu Geld; Form und Aussehen sind dieselben geblieben. Wenn überhaupt ein Unterschied vorliegen soll, so kann er nur in der Bedeutung des Stempels gefunden werden, d. h. in der Prägung. Diese Prägung ist aber nichts Wirtschaftliches, sondern etwas Rechtliches, und ihre Stellung ist deshalb nur juristisch zu erklären. Was war die rechtliche Bedeutung der Prägung bei den beschriebenen ursprünglichen Metallgelden? Der Prägestempel war die Behauptung einer gewissen dahinterstehenden Feingehaltsmenge, und nichts weiter. Jeden stand es frei, diese Behauptung zu bezweifeln; er konnte sie nachprüfen, und die Geltung der Münze wurde dann selbständig geändert, also nach dem Gewicht. Das Geld hatte somit trotz seiner Prägung noch völlig die Eigenschaft einer Ware; es war die gleiche Ware geblieben, die es als einfaches Metall gewesen war.

Gilt dies alles auch noch für das Geld der Gegenwart? Durchaus nicht; hier sind große Änderungen eingetreten. Die gewaltigen wirtschaftlichen Umwälzungen, die aus der Meisterwerkstatt des Mittelalters den Riesenbetrieb gemacht, die klingenden Goldstücke in der Truhe des Zunftmeisters zu Papierscheinen von jeder beliebigen Höhe und ohne jegliche sichtbare Verbindung mit irgend welchem Eigen-

wert haben werden lassen, sie mußten auch den Charakter des Geldes, seine Stellung im Rechte, beeinflussen.

Dieser Einfluß kann, wie schon gesagt, nur in Bezug auf die Bedeutung der Prägung stattgefunden haben. Sie war die Behauptung einer gewissen Metallmenge; das ist sie heute nicht mehr, und sie kann das auch gar nicht mehr sein. Schon aus einem besonderen Grunde nicht, weil die Münze auch im günstigsten Fall nie die vorgestellte Menge enthält; der Schlagschatz ist von vornherein abgezogen. Und theoretisch kann dieser Schlagschatz, wie auch Ricardo eingesehen hat, so groß werden wie der volle Münzinhalt.

Die Prägung bedeutet eben nicht mehr die Behauptung einer gewissen Gewichtsmenge, sondern die Festsetzung einer gewissen Zahl einer Einheit. Sie stellt überhaupt nicht mehr ein Gewicht dar, sondern eine **Z a h l**.

Schon Oppenheim hat auf diesen Umstand hingewiesen: „Früher, als das Geld noch Ware war, wurde dasselbe auch nur gewogen, jetzt aber, wo es uns bloß durch die Zahl seiner Einheiten dient, ist es nicht das Gewicht, sondern hauptsächlich die Zahl...“¹⁾ Und weiter sagt er: „Der Geldannehmer fragt nicht darnach, wie viel Silber sein Geldstück enthält, sondern für wie viele Geldeinheiten es ihm wieder abgenommen wird“.

1) Oppenheim a. a. O. S. 69ff.

Und dafür ist ihm die Prägung ausschlaggebend; hinter ihr steht die Garantie der staatlichen Autorität, die ja die Zahl der Geldeinheiten durch ihr Zeichen festsetzt. Die Frage nach diesen Gelde ist also eine staatsrechtliche. An diesen Punkte knüpft die staatliche Theorie an, und sie löst das Geldproblem, insoweit es ein staatsrechtliches ist.

II. Die Vermischung der Theorie mit praktischen Gesichtspunkten.

Die genannte staatsrechtliche Geldauffassung ergibt allerdings nicht den geringsten Anhaltspunkt für ein praktisches Verständnis der wirtschaftlichen Seite des Geldumlaufs. Aber dies ist ja auch keine reine Theorie mehr, sondern schon eine Verschiebung der Fragestellung in Rücksicht auf praktische politische Maßnahmen. Diese aber können in der Theorie nicht erörtert werden, weshalb ja auch Knapp es weit von sich weist, irgendwie dazu Stellung zu nehmen. Die theoretische Frage lautet einfach und nur so: Ist das Geldstück ein gewisses Gewicht einer Metallmenge, d.h. eine Ware, bestimmt in ihrem Wert durch den Inhalt, oder ist es nur eine staatliche Garantie einer Anzahl von Geldeinheiten?

Hier kann es nur eine Entscheidung geben, und zwar eine juristische - seiner ganzen Natur nach kann der Gedankengang nur staats- oder verwal-

tungsrechtlich sein -, nämlich den Knapp'schen Char-
talisimus.

Keineswegs darf die Frage mit ökonomisch-
politischen Gesichtspunkten vermischt werden, das wür-
de von der klaren theoretischen Linie abführen.
Wird diese scharfe Scheidung im Problem berücksich-
tigt, so scheint mir folgendes Ergebnis folgerichtig
sich einstellen zu müssen.

Metallismus und Nominalismus sind gar nicht
in der Weise ein Gegensatz an sich, wie es zunächst
scheint, und wie es die Wissenschaft behauptet, sondern
diesem Gegensatz liegt einfach eine ganz leise Ver-
schiebung in der Fragestellung zu Grunde, die kaum
zum Ausdruck kommt, und oft nur gefühlsmäßig sich aus-
wirkt.

Der Nominalist weigert sich, in rein theo-
retischen Fragen sich von Erwägungen praktischer Na-
tur auch nur im geringsten beeinflussen zu lassen;
der Metallist hingegen behauptet, daß ohne solche Er-
wägungen eine Geldtheorie brauchbare und gültige
Ergebnisse nicht bieten könne. Der letztere will nur
solches Geld macht trägt, sonussagen das gute Geld, der
erstere fragt nach einem solchen Unterschied über-
haupt nicht; er will j e d e s Geld begreifen.

Hat man sich auf letzteren Gegensatz ge-
einigt, so scheint es, als ob er unschwer zu überbrücken
sei. Auf's neue kann die Entwicklungsgeschichte des
Geldes einen Ausweg zeigen.

Das primitive Geld war eine Ware, wenn auch mit besonderen Eigenschaften; bei jedem Übergang aus der einen Hand in die andere übertrug es einen wirklichen Wert, nämlich seinen Metallwert. Auf dieses Geld trifft alles zu, was der Metallist von seinem Gelde aussagt; er hängt gewissermaßen noch an diesem idealen Gelde, das so viele Vorzüge hat, und dem Geldmarkt Schutz gegen manche Gefahren bieten würde. Die Abweichungen von diesem Gelde beurteilt er als vorübergehende Veränderungen, die an der Linie im großen nichts ändern können.

Ohne daß er es will, verfährt sich der Metallist in der Geldpolitik; er denkt Verschiebungen, die in dieser unangenehm sind, einfach weg. M.E. überschreitet er damit die Grenze des Erlaubten; eine Änderung mag noch so verurteilenswert sein; hat sie den möglichen Erfolg, das Wesen des Geldes zu beeinflussen, so kann sie nicht übergangen werden. Da sind die Folgen der Münzverschlechterung zu beachten, dann die verschiedentlich auftretende Uneinlösbarkeit der Banknote, die an sich nichts sein sollte als Anweisung auf eigentliches Geld, und auch die Einbehaltung des Schlagschatzes.

Man kann sagen, daß schwierige Umstände den Staat zwingen können, und auch schon verschiedentlich gezwungen haben, dem Gelde seinen ursprünglichen Warencharakter zu nehmen und dasselbe zu einem behelfsmäßigen Geld werden zu lassen, zu einer Anweisung

auf Geldeinheiten. Diese Geldeinheit sollte sich sinngemäß mit der entsprechenden Metalleinheit decken, aber sie ist mit ihr nicht identisch und kann sich deshalb von ihr entfernen. Und die Erfahrung hat bewiesen, daß das sowohl nach oben wie nach unten der Fall sein kann, wonach die Geldeinheit ein unabhängiges, sozusagen ideales Dasein führt. Es ist dies eine Tatsache, die der überzeugteste Metallist nicht in Abrede stellen kann, was jedoch keineswegs ausschließt, daß er diesen Zustand als höchst unvernünftig und schädlich ansehen kann.

Damit ist die Formel gefunden, worauf Metallisten und Nominalisten sich einigen können. Die Entwicklung des Geldwesens hat aus dem Gehaltgelde das gehaltlose Geld gemacht, gewissermaßen unter der Anleitung und der Garantie des Staates. Es ist also an die Stelle des eigentlichen und richtigen Geldes etwas anderes getreten, was man nur nominelles Geld nennen dürfte, das aber allgemein Geld genannt wird. Dies ist ein Nominalismus, wie er kaum zu bekämpfen sein wird, und dem sich auch ein Vollmetallist anschließen kann. Er hängt nur an die nominalistische Grundfeststellung das Urteil, daß das ein für die Dauer unmöglicher Zustand ist, der außerordentlich verderbliche Folgen schon gereizigt hat und noch schlimmere zeitigen wird, weshalb er mit allen Mitteln zu bekämpfen und zurückzudrängen, oder wenigstens unschädlich zu machen ist mittels der oder jener praktischen Maßnahme. Aber - die Geldpolitik hat sich hereingedrängt, und diese soll völlig ausge-

schaltet bleiben.

Es ergibt sich somit das wichtige Resultat, daß ein Nominalist sehr wohl Metallist sein kann, je nachdem er eine Frage zu beantworten hat, und dadurch dürfte der schroffste Gegensatz überbrückt sein. Das beste Beispiel, das hier zitiert werden kann, ist Ricardo, der oben ausführlich behandelt wurde, und der mit seiner Stellungnahme, die sich zwischen Nominalismus und Metallismus bewegt, sich als einer der einsichtsvollsten Geldpraktiker gezeigt hat. Er wollte die Vorteile beider Richtungen miteinander verbinden.

Doch nun zur reinen Theorie zurück! In dieser hat sich ergeben, daß aus einem metallistischen Gehaltsgelde ein chartalistisches Geltungsgeld geworden ist, daß diese Änderung aber auf rechtlicher Grundlage vor sich ging und deshalb auch nur so zu erfassen und zu erklären ist. Aber das Geld ist doch in seiner Hauptwesenheit eine ökonomische Erscheinung, seine juristischen Eigenschaften sind ~~weine~~ Nebensächlichkeiten. Sollte die besprochene rechtliche Änderung nicht eine Folge oder wenigstens eine Parallelercheinung zu einem ökonomischen Vorgang sein?

Diese Untersuchung könnte den Inhalt einer auf Knapp aufbauenden Weiterführung seiner Lehren ausmachen, und vielleicht könnte sie den Weg weisen, den die vielgeforderte ökonomische Ergänzung der „Staatlichen Theorie“ zu gehen hätte.

Der Ausgang von der Geldform fördert rechtliche Begriffe und nur solche zutage. Ökonomisch aber besteht die Aufgabe weiter, die wirtschaftlichen Grundbegriffe aufzusuchen. Es ist also ein Übergang zu finden vom rechtlichen Geldbegriff, d.h. vom Begriff der Erscheinungsform des Geldes als Zahlungsmittel zu einem wirtschaftlichen Geldbegriff. Und dieser neue Begriff hat, so merkwürdig dies zunächst auch klingen mag, als Ausgangspunkt, genau wie der rechtliche, das metallische Gehaltgeld; war dieses letztere in seiner Körperlichkeit doch nicht nur eine rechtliche, sondern zugleich eine ökonomische Erscheinungsform gewesen.

Drittes Kapitel.

Die Erweiterung des Geldbegriffs in ökonomischer Richtung.

I. Die Versuche, den Nominalismus wirtschaftlich zu ergänzen.

Am Schluß des vorigen Kapitels wurde festgestellt, daß der Nominalismus zwar der Veränderung des Geldes in formal-rechtlicher Beziehung gerecht wird, daß er das aber nur erreicht hat unter völligem Verzicht auf irgendwelche ökonomische Begriffsbildung.

Dabei wurde die Frage offengelassen, ob der Metallismus - auch hier ist jedes Eingehen auf Geldpolitik auszuschalten - durch sein Zurückweisen der chartalistischen Betrachtungsweise und sein Festhalten an den dem metallischen Gehaltgelde entnommenen Grundlagen den Vorteil davonträgt, auf eine ökonomische Theorie des Geldes nicht verzichten zu müssen. Das heißt, ob die Vernachlässigung der zweifellos vor sich gegangenen staatsrechtlichen und verwaltungstechnischen Änderungen es ihm ermöglicht, zu Recht an seiner alten ökonomischen Gelderklärung festzuhalten.

Ist dies der Fall, so wäre dieser Erfolg nicht zu teuer erkauft, denn die Ausbeute der chartalistischen Betrachtungsweise ist gering. Ist das aber nicht der Fall, so hat Knapp vielleicht recht, wenn er im letzten Satz seines Nachtrages zur zweiten Auflage behauptet, ohne die staatliche Theorie gebe es auch kein ökonomisches Verständnis.

Das der Metallismus in seiner heutigen Form diese Ansicht samt dem gesamten Chartalismus bekämpft, ist selbstverständlich. Glaubt er doch, eine ökonomische Theorie zu besitzen, nämlich die alte Warentheorie. Soll diese jedoch noch gelten, so darf die von Nominalismus behauptete Verschiebung im Wesen des Geldes nicht vor sich gegangen sein.

Jetzt hat sich die Frage auf den einen Punkt zugespitzt, der entscheidend ist: Gilt der ökonomische Begriff des Gehaltgeldes, von dem die metal-

listische Theorie ausgeht, in gleicher Weise heute noch für das nominalistische Geltungsgeld? Und dies kommt wieder auf die Frage hinaus, ob das Gehaltgeld des Mittelalters und das Geltungsgeld in unseren Zeitalter ökonomisch dasselbe geblieben sind, trotz ihrer juristischen Verschiebung, oder ob sich mit dieser auch ihre ökonomische Bedeutung geändert hat, sei es als Ursache, als Folge, oder als Parallelererscheinung.

Diese Frage hat in der Literatur schon verschiedentlich Niederschläge gefunden; mehrere der neuesten Autoren beschäftigen sich nämlich mit dem Geldproblem auf der Grundlage, daß der Metallismus zwar falsch sei, daß aber der Chartalismus ihn nicht ersetzen könne, oder daß eine juristische Erklärung in der Ökonomie nicht ausreiche. Teilweise versuchen sie deshalb, die staatliche Theorie ökonomisch zu erweitern; zum Teil aber sehen sie sich nach einem neuen, ökonomisch brauchbaren Geldbegriff um, der sich für irgend ein von der bisherigen Theorie abweichendes System ersprießlich erweisen soll.

Zuerst ist hier Bendixen zu nennen; im wesentlichen bauen seine Schriften zwar die staatlichen Ideen nur weiter aus und knüpfen einige praktische Folgerungen daran, entsprechend seiner praktischen Richtung. Aber in der einen oder andern Hinsicht hat er doch versucht, und teilweise mit Erfolg, die Knapp'schen Gedanken ökonomisch zu erweitern und zu vertiefen. Wenn er schreibt: „Das Verhältnis...

ist es, in dem die Preise zueinander stehen, was in dem Geldausdruck das wesentliche ist, ... oder daß sie die Zähler bilden zu dem Generalnenner aller Wertrelationen, nämlich dem Gelde als Werteinheit¹⁾, so drängt er erheblich über Knapp hinaus in eine ganz andere Richtung, die man ungefähr mit dem Namen Liefmann bezeichnen könnte. Besonders ein anderer Ausspruch Bendixens ist geeignet, dies zu unterstreichen: „Der Meterstock hat Länge, nämlich die Länge, die er anzeigt. Das Meter aber ist Länge, ist Name für Länge. Das Meter verhält sich zum Meterstock wie die Werteinheit zum Zahlungsmittel“. Und noch in einer Hinsicht ist dieses Zitat lehrreich; es unterstreicht in einer sehr klaren Weise die schon mehrfach besprochene Zweiteilung des Problems: in die rechtliche Form der Zahlungsmittel, und in die ökonomische Bedeutung der Gelderscheinung überhaupt. Trotzdem aber bleibt Bendixen nur Praktiker, und auch wo er Theorie geben will, läßt sich der temperamentvolle Schriftsteller von praktischen Erwägungen fortreißen.

Im Gegensatz hierzu geht Liefmann, dessen Ergebnisse in manchem mit Bendixen übereinstimmen, von reiner Theorie aus; sein ganz neue Wege suchendes System weist ihn auch auf eine neue Geldlehre. Erschöpfend wäre diese nur im Zusammenhang mit der ganzen Grundansicht Liefmanns zu besprechen, wie er es ja selbst verlangt; dies würde indessen den Rahmen dieser kleinen Arbeit überschreiten.

1) Fr. Bendixen. Vom theoretischen Metallismus. Jahrb. f. Nationalök. u. Stat. Bd. 112. S. 507.

Jedenfalls ist Liefmann der Meinung, daß Knapps Grundlagen für eine ökonomische Fragestellung völlig unbrauchbar sind, während der Metallismus schon an sich völlig außer Stande sein müsse, das Geld irgendwie ökonomisch zu verstehen. Aus diesen beiden Gründen baut er völlig selbständig eine neue Geldlehre auf, und er behauptet, endlich den Geldschleier ökonomisch gelüftet zu haben.

Wesentlich für uns ist zunächst, daß Liefmann für die Zahlungsmittel an sich gar kein Interesse hat, sondern nur den andern Teil unserer Zweiteilung, die Geldausdrücke, betrachtet, die abstrakten Rechnungssummen. In „Geld und Gold“ schreibt er: „Dient... allein das Geld, d.h. die staatlichen oder vom Staat autorisierten Zahlungsmittel, also Münzen, Papiergeld, Banknoten, zur Vermittlung der Umsätze im Tauschverkehr? Es ist doch kein Zweifel, daß ein großer Teil der Umsätze im Tauschverkehr ohne Benützung von „Geld“ nur „ausgeglichen“, kompensiert, abgerechnet wird“. Diese gewissermaßen abstrakte Eigenschaft des Geldes beruhe darauf, daß es die eingebürgerte Rechnungseinheit sei, d.h. daß jeder daran gewöhnt sei, darin sein Einkommen und seine Kosten auszudrücken und zu kalkulieren. „So ist das Geld, und das ist eben die abstrakte allgemeine Rechnungseinheit, wie schon gesagt, ein Geschöpf der Gewohnheit, aber nicht der Gewöhnung an gewisse reale

1) vgl. Grundsätze II. S. 147ff.

2) Liefmann, Geld und Gold, S. 45.

Zahlungsmittel, sondern der Gewöhnung an eine abstrakte Rechnungseinheit, auf die auch die Zahlungsmittel nur lauten, und in der, weit über die Benützung der realen Zahlungsmittel hinaus, alle Umsätze im Tauschverkehr, alle Preise, als Kosten und bei den Erwerbswirtschaften auch als Nutzen kalkuliert werden. Wenn man das einmal erkannt hat, so ist der Metallismus auch durch philosophische Spekulationen über das Problem der endlichen Erfüllung nicht mehr zu halten¹⁾.

Aus diesem kurzen Zitat ist schon herauszulesen, wie sehr Liefmanns Geldansichten verschlechtert sind mit seinem eigentlichen systematischen Aufbau. Noch deutlicher wird dies in folgenden Sätzen aus dem Hauptwerk: „Unsere Geldauffassung unterscheidet sich von der bisherigen also genau so wie unsere ganze Wirtschaftsauffassung von der bisherigen. Ebenso wie wir die Wirtschaft nicht durch die Objekte der menschlichen Handlung ... bestimmen, sondern als eine besondere Erscheinungsform menschlichen Denkens, so ist uns auch das Geld nicht wie in der bisherigen Theorie eine Gütermenge besonderer Art, die sich durch besondere Eigenschaften dazu entwickelt, oder die der Staat dazu bestimmt hat..., und so ist uns auch das Geld nicht die Summe der realen Zahlungsmittel..., sondern es ist uns nur eine Idee, eine Abstraktion, nämlich die allgemeine Rechnungseinheit...“²⁾.

1) Ebenda S. 109.

2) Grundsätze II. S. 101.

⁴
~~Es~~ ist das alles etwas viel und etwas verwickelt; zunächst ist zu bemerken, daß von seiner Grundlage aus Liefmann weder den Metallismus noch den Chartalismus angreifen kann, da diese sich nicht mit Abstrakten, sondern mit den sehr realen Zahlungsmitteln beschäftigen und nur diese begreifen wollen, und daß diese wirklich existieren, dürfte wohl kaum zu ~~betonen~~ ^{betonen} sein.

Der Liefmann'sche Weg ist ein ganz anderer und führt in eine gänzlich abweichende Richtung, und diese müßte jede Theorie am Anfang klären, und gleichzeitig müßte sie die Grenzen ihres Gebietes abstecken versuchen. Nur dann können Kritiken und Vergleiche fruchtbar sein. Das alles hat Liefmann unterlassen, und so ist es beinahe ein Wagnis, sich auf eine Besprechung einzulassen, da man immer Gefahr läuft, den Boden der Theorie irgendwo zu verlieren.

Eine Theorie kann niemals Erfolg haben, und mag sie zehnmal geistreich und aufrichtig sein, wenn sie nicht auf geklärten Grundlagen ruht, und wenn sie nicht eindeutig Ausgang und Gebiet umschreibt. Wer ohne dies alles aufbauen will und jeden Gegner, ^{an} wo er ihn antrifft, erledigen möchte, der verschwendet seine Kraft meist an ein aussichtsloses Beginnen.

Das alles trifft auf Liefmann zu, und wäre er nicht in seiner Art so originell und völlig

alleinstehend, sowie in vielen seiner Ergebnisse so lehrreich, so würde es sich kaum empfehlen, ihn zu besprechen. Aber ihn übergehen wäre gleichbedeutend mit einer unangefüllten Lücke.

In der obigen Definition wird das Geld als eine Idee bezeichnet, nämlich als die allgemeine Rechnungseinheit. Was das nun eigentlich und in richtiger Weise besagen will, das ist nicht ganz klar; offenbar soll es heißen, daß das Geld nur eine Vorstellung sei, und zwar ohne realen Inhalt. Vermeidet man auf diese Weise das völlig nichtssagende Wort Idee, das schon bei Ad. Müller so viel Unheil anrichtete, so wird der Sinn des Satzes klar und, wie mir scheint, auch richtig; denn die Rechnungseinheit ist tatsächlich ein selbständiger Begriff geworden, wobei das „geworden“ zu betonen ist. Aber was sagt das ökonomisch? Geld ist die Einheit, in der gerechnet wird, und in der alle wirtschaftlichen Überlegungen veranschlagt werden. Diese Erkenntnis ist aber kaum sehr wichtig, sie erklärt das Geld mit dem Gelde.

Immerhin ist die Frage nach der ökonomischen Bedeutung der Tatsache hier einzuschleiben, daß wir in Geld unsere gesamten wirtschaftlichen Vergleichen überlegen und nicht mehr auf die eigentlichen Bedürfnisse zurückgehen. Die Verbindung mit letzteren versucht Liefmann mit folgenden Worten herzustellen: „So ist also die innerwirtschaftliche Funktion des Geldes in der Konsumwirtschaft, allgemeine Kosteneinheit, Generalnenner der Nutzen- und

Kostenvergleichen zu sein, indem die rein psychischen...Bedürfnisse...den Kosten..gegenübergestellt werden".¹⁾

Aber das Geld erscheint hier als Schätzungseinheit, als rein psychisches Maß, und noch nicht als Geld, und die Verknüpfung zwischen beiden scheint mir nicht geglückt zu sein. Weshalb sich die Schätzung gerade des Geldes bedient, um sich festzulegen, woher eben das Geld die Eigenschaft, so allgemein geschätzt zu werden, herleitet, das ist eben das zu lösende Rätsel. Und da bleibt Liefmann stehen; der Metallist aber und selbst der Chartalist geben Erklärungen.

Zurückblickend ist folgendes zu sagen: Liefmann erkennt, daß es neben den Zahlungsmitteln, die nur juristisch zu fassen sind, noch eine andere Erscheinung gibt, die eigentliche Gelderscheinung, an welcher ökonomisch viel mehr hängt als an den konkreten Zahlungsmitteln. Und er scheint mir auf dem richtigen Weg zu sein, wenn er als Inhalt des ökonomischen Geldbegriffs diese Erscheinung betrachtet; aber über diese Einsicht kommt er kaum hinaus, die Erklärung gelingt ihm nicht, und zwar liegt die Schuld bei seinen systematischen Grundanschauungen. Es ist nicht so, wie er glaubt, daß sein rein psychisches System ihm erst die Möglichkeit gewährt, das Geld zu erklären, sondern es versperrt ihm im Gegen-

1) Grundsätze II. S. 116.

teil den richtig eingeschlagenen Weg. Das Geld ist etwas historisch-soziales und nur so zu verstehen; niemals aber ist es ableitbar aus der psychischen Bedürfnisschätzung an sich, die eine Denkform auch des primitivsten Menschen ist, und der das Geld wie jede andere Erscheinung historisch gegenübertritt.

Zu einer ökonomischen Theorie des Geldes kann Liefmann gar nicht kommen, weil seine Theorie im ganzen nicht ökonomisch, sondern psychologisch begründet ist, und das Geld ist sicher nichts Psychologisches. ~~Da~~ Liefmann aufhört, da fangen die ökonomischen Probleme an, und das sowohl in seiner Geldlehre als auch in seiner ganzen Theorie.

Noch ein dritter Theoretiker hat ökonomisches Verständnis in die Geldlehre zu bringen versucht: Schumpeter. Wäre dieser scharfsinnigste der jüngeren Theoretiker noch in Zusammenhang mit dem Gegensatz zwischen Nominalismus und Metallismus ^{Zu besprechen} ~~hinzuzustellen~~, so würde dies eine einfache Aufgabe sein. In einem Aufsatz: „Das Sozialprodukt und die Rechenpfennige“ hat er folgenden Satz niedergeschrieben: „Das Geld ist seinem Wesen nach kein Gut, auch dann nicht, wenn es zufällig aus einem wertvollen Stoff besteht“, womit er dem konsequenten ^{ab} Nominalismus sich anschließt. Aber diese seine Stellung ist nicht das Interessante, sondern seine Untersuchung über einen ökonomischen Geldbegriff, weshalb er auch

1) Archiv f. Sozialwissensch. Bd. 44. S. 646.

hier erst zu ^{Wiederlegen} besprechen ist.

In seinem theoretischen Hauptwerk geht er ¹⁾ ausführlicher auf diese Frage ein; auf wenigen Seiten gibt er das Beste, was in der Literatur an Dogmenkritik zu finden ist. Sein Urteil ist trostlos: „und so kann man sagen, ohne viel Widerspruch befürchten zu müssen, daß die Nationalökonomie weder über eine Geldtheorie verfügt, noch jemals verfügt hat“ ²⁾. Weiter entwickelt er dann einige fundamentale Sätze, welche die Richtung andeuten sollen, wo eine Geldtheorie gesucht werden müßte. Schumpeter meint, ein jedes Gut könne zwei Funktionen haben, die des Tauschmittels und die des Wertmaßstabes. „Beide... sind in ihrem Wesen völlig verschieden, haben miteinander im Prinzip nichts zu tun und sind namentlich ³⁾ völlig trennbar“. Auf das aus praktischen Gründen als „Geld“ dienende Gut treffe dies natürlich auch zu; es könne als Tauschmittel verwandt werden, und unabhängig davon sei es auch unser Wertmaßstab. Da man meistens beide, manchmal aber nur das eine oder nur das andere als Geld bezeichne, so sei dem Irrtum und dem Mißverständnis Tür und Tor geöffnet.

Er fragt dann, ob der Wertmaßstab selbst Wert haben müsse. Wohl wäre es möglich, irgendein Wertgefühl als Werteinheit für meine Güter zu wählen,

1) Schumpeter, Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie. Leipzig 1906.

2) Ebenda S. 286.

3. S. 288.

aber diese Einheit könne nur festgehalten, zum Vergleich gebracht und ausgedrückt werden, wenn sie einen bestimmten Inhalt habe. Da weicht also Schumpeter erheblich von Liefmann ab; für ihn ist das Geld ohne Wertgrundlage unmöglich (als Wertmaßstab). Das Tauschmittel brauche ebenfalls eine solche Grundlage, aber nur als Beziehung, nicht als Stoff. Also sei auch Papiergeld Geld; Voraussetzung für ein solches Geld sei der Staat.

Dies ist ~~un~~ ungefähr, was Schumpeter als Richtlinien für eine ökonomische Geldtheorie angibt. Ein Vergleich seines Hauptwerkes mit dem viel später geschriebenen Artikel „das Sozialprodukt und die Rechenpfennige“ ergibt mehr als eine Differenz. Doch sollen seine theoretischen Grundansichten unabhängig davon gewürdigt werden. Daß er die beiden Geldbegriffe in klarster Weise ableitet, daß er sie zurückführt auf Wirtschaft und Form, auf Psychologie und Recht, das ist zuzugeben. Daß er aber damit den wirtschaftlichen Geldbegriff irgendwie erheblich fördert, kann ich nicht finden. Methodologisch kann die Zerteilung von großem Nutzen sein; theoretisch besagt sie an sich noch nichts. Und die mathematischen Ableitungen Schumpeters, die auch ein Geldgesetz formulieren, können die Lücke kaum ausfüllen; überhaupt scheinen sie mir ein Mißgriff zu sein.

Von den strengen Gesetzen seines Haupt-¹⁾werkes weicht er schon in seinem zweiten Werk etwas

1) Schumpeter. Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Leipzig 1912.

zurück; vor allem aber ist es der oben genannte Artikel, der wirklich vorzudringen sucht in der Richtung einer wirtschaftlichen Erfassung des Geldes. Ernstlich versucht Schumpeter den formalen Rahmen der Zahlungsmittel zu sprengen und eine ökonomische Betrachtungsweise zu vermitteln. Geld sei einerseits eine Anweisung auf Güter, und zwar treten alle zirkulierenden Geldeinheiten als Teile der Einkommenssumme auf; der Geldwert sei dementsprechend „die Kaufkraft der Einkommenseinheit, die weder ein Tauschwert ist, noch auf einem Gebrauchswert beruht“¹⁾. Hier führt die Linie scheinbar wieder zurück zu Liefmann, den sie anfänglich so schroff verlassen hatte; eine abschließende Beurteilung dieser neuen Ansichten Schumpeters ist aber deswegen fast unmöglich, weil sie noch nicht systematisch aus- und aufgebaut sind.

Jedenfalls hat die Statik eine ökonomische Geldtheorie nicht bieten können, wie sie es beabsichtigte; denn die zuletzt entwickelten Gedanken sind schon dynamisch abgeleitet. Und die Ergebnisse der dynamischen Gelduntersuchung weisen in ganz andere Richtung, auf Kapital und Zins und sind gesondert zu besprechen.

1) Schumpeter. Das Sozialprodukt und die Rechenpfennige, a.a.O. S. 561.

II. Die Geldfunktion im ökonomischen Werdegang.

Die ^{zu Müllers} Rückblicke auf den letzten Abschnitt, läßt sich sagen, daß die Lösung der Frage nach dem ökonomischen Geldbegriff nirgends geglückt ist. Allgemein wird die Gültigkeit der Warentheorie in Abrede gestellt, ohne daß ein Ersatz für diese Theorie geboten werden könnte.

Kein einziger der genannten Versuche ging von der unzweifelhaften Tatsache aus, daß die Grundlage der ökonomischen Wirksamkeit des Geldes in seinen Kinderjahren die Wareneigenschaft gewesen war, und daß infolgedessen, will man dem heutigen Gelde diese Eigenschaft absprechen, der Beweis zu erbringen ist, daß Änderungen eingetreten sind, womit also gefragt ist, inwiefern das heutige Geld von seinem Vorfahren, dem mittelalterlichen Gehaltgelde, ökonomisch sich unterscheidet. Der juristische Unterschied ist geklärt, er hat uns kaum weitergeführt; vielleicht geht mit ihm Hand in Hand ein wirtschaftlicher.

Die im letzten Abschnitt besprochenen Theoretiker konnten dieser Frage überhaupt nicht völlig gerecht werden. Ist sie doch keine rein theoretische im Sinne der Schumpeter'schen oder Liefmann'schen Gesetzmäßigkeit, sondern eine historisch-soziale. Sie leitet also ihre Begriffsbestimmung nicht aus allgemein-gültigen Gesetzen ab, sondern aus empirischen Beobachtungen.

risch-historischen Tatsachen.

Die Aufgabe ist jetzt genau umschrieben. Die ökonomische Wirksamkeit der Gelderscheinung in ihrer Verbindung mit der wirtschaftlichen Entwicklung ist abzuleiten, d. h. das Geld ist nach seiner Stellung in der ökonomischen Umwälzung zu verstehen, und zwar als ein Teil derselben. Der Verzicht ist in dieser Umgrenzung mit eingeschlossen, eine allgemein gültige Geldtheorie zu finden, womit ein ähnliches Ergebnis daraus folgt wie für den juristisch-formalen Geldbegriff.

Und wie könnte es auch anders sein? Ist es nicht selbstverständlich, daß das Geld die Wandlung der ökonomischen Epochen ebenso mitmacht, wie jede andere wirtschaftliche Institution, und dabei selbstverständlich auch tiefgehenden Veränderungen unterworfen ist?

Ohne Aufhellung dieser geschichtlichen Verschiedenheiten und Zusammenhänge wird keine Geldtheorie ihren Zweck erfüllen können; aber auch jede andere ökonomische Theorie wird diesen Punkt berücksichtigen müssen. Und es ist eigentlich selbstverständlich, daß die verschiedensten ökonomischen Erscheinungen sich gegenseitig bedingen und ergänzen, sodaß man die eine großenteils aus der andern verstehen kann und muß. Ist das Geld, wie es hier beachtet ist, aus den zu ihm gehörenden ökonomischen

Erscheinungen erklärt, so wäre vielleicht umgekehrt von dem Gelde aus manche Streitfrage der allgemeinen Ökonomie besser zu lösen als auf den üblichen Wegen. Wenn Simmel auch in seiner „Philosophie des Geldes“ in keiner Weise Nationalökonomie geben wollte, so hatte er wahrscheinlich doch einen ähnlichen Gedankengang vor Augen, als er in der Vorrede schrieb: „Der eine Teil soll das Wesen des Geldes aus den Bedingungen und Verhältnissen des allgemeinen Lebens verstehen lassen, der andere umgekehrt Wesen und Gestaltung des letzteren aus dem Wesen des ersteren“.

Die Ansicht, daß jede Wirtschaftsform ihr eigentümliches Geld entwickelt haben muß, ist in der Literatur verschiedentlich ausgesprochen worden, so von Oppenheim, von W. Wieser, besonders aber von C. Menger, der in seinen Grundsätzen folgendes schreibt: „So stellt sich uns das Geld... in seinen besonderen örtlich und zeitlich verschiedenen Erscheinungsformen... als das naturgemäße Produkt dar... der ökonomischen Sachlage“. Nirgends aber habe ich einen Versuch finden können, der diese verschiedenen ökonomischen Abarten der Geldanschauung herausgearbeitet hätte, oder der gar mit solchen Geldverschiedenheiten damit zusammenhängende allgemeine ökonomische Unterschiede in Verbindung gebracht hätte.

Böhm-Bawerk erwähnt in seinen grundlegenden Werke über Kapital und Zins nicht ein einziges Mal irgendwelche Wirksamkeit des Geldes; vergeblich

würde man das Wort Geld in den beiden Bänden suchen. Nicht einmal die Besprechung der Kirchenlehre und ihrer unüberwindlichen Abneigung gegen den Wucherszins, der doch sicher nur ein reiner Geldszins war, gibt ihm Gelegenheit, auf die Funktion des Geldes einzugehen. Er führt diese Abneigung und das damit verbundene Zinsverbot der Kirche einzig und allein zurück auf die mangelnde Erkenntnis der Wahrheit, die immer Jahrhunderte brauche, um sich Bahn zu brechen. Aber schließlich seien doch die Verhältnisse stärker als die Menschen, und die Praxis schreite einfach über die beengende Theorie hinweg. Sollte man nicht annehmen, daß solche Äußerungen von selbst zu Erwägungen viel tieferer Natur weiterleiteten? Zu der Überlegung, daß der Zins, ohne daß die moralisierenden Kirchenväter das bemerkten, sich zu etwas anderem entwickelte, als er vorher gewesen war, und daß diese Entwicklung schließlich die ganze kanonistische Gedankenarbeit über den Haufen warf. Und wenn Roscher feststellt, daß auf niedrigen Kulturstufen stets eine sehr lebhaft abneigende Haltung gegen den Zins besteht, der ja da auch fast immer ein Leihzins für Darlehen sei - also ein Geldszins -, so bewegt er sich auf einer ähnlichen Linie wie Böhm-Bawerk; allerdings zieht er ebensowenig die ganz naheliegenden Folgerungen.

Man kam gar nicht auf die Frage: War nicht vielleicht der mittelalterliche Leihzins, der so hartnäckig bekämpft und verfolgt wurde, ökonomisch etwas anderes als unser heutiger Kapitalzins, der et-

was geradezu Selbstverständliches, fast könnte man sagen Notwendiges, geworden ist? Wäre jedoch diese Frage aufgetreten, so hätte sie sofort ein Neues nach sich ziehen müssen: Ist eine Veränderung im Zins vor sich gegangen, so kann das seine Ursache nur in der Mutter des Zinses haben, im Gelde.

Aber man konnte auf diese Probleme ~~überhaupt~~ nicht kommen, weil man den Gesichtswinkel einer ökonomischen Entwicklung überhaupt nicht anlegte, wie man es ja auch heute noch nur selten tut. Wer sich aber einmal auf den Standpunkt eines solchen geschichtlichen Verdeganges in der Ökonomie gestellt hat, der wird niemals in zwei Erscheinungen, die zwar dieselbe Form und denselben Namen haben, die jedoch zwei ganz verschiedenen Wirtschaftsepochen angehören, etwas Identisches sehen, und für den gilt immer der Satz Rickerts: "... es muß eine wesentliche Aufgabe der Wirklichkeitswissenschaft sein, nicht nur darzustellen, was ist, sondern auch nach der Ursache zu forschen, die das, was ist oder war, hervorgebracht hat".¹⁾

Es wäre deshalb eine wichtige Aufgabe, ebenso wie der Geld-, so auch der Zinslehre, ihre wesentlichen Grundlagen für die eine oder andere Wirtschaftsverfassung aufzudecken, und der nächstliegende Weg wäre, wie schon besprochen, die Ableitung des besonderen Zinses aus dem besonderen Gelde. So gründlich auch das Feld des Kapitalzinses abgesucht und bearbeitet ist, dieser Versuch ist n.W. noch nicht

1) Rickert a. a. O. S. 409.

genacht. Und doch müßte eine solche Arbeit das Verständnis des Zinses, insbesondere auch des besonderen kapitalistischen Zinses, ungemein fördern; sie müßte aber auch für eine Theorie des kapitalistischen Geldes viele neue Gesichtspunkte ergeben.

Doch wir sind von unserem Thema etwas abgekommen. Die ursprüngliche Aufgabe war, durch Betrachtung der ökonomischen Umwälzungen des Geldes von seinem Dasein als Gehaltgeld bis zu seiner heutigen Gestalt über seine ökonomischen Funktionen etwas zu erfahren. Soll in Rahmen dieser Arbeit der Zug dieser Entwicklung herausgearbeitet werden, so ist eine scharfe Begrenzung des Stoffes nötig. Alle Gedanken soziologischer Natur, die sich einstellen, müssen zurückgedrängt, jede Bezugnahme auf materialistische oder idealistische Geschichtsauffassung von vornherein unterbunden, alle nicht einwandfrei wirtschaftsökonomischen Überlegungen weggelassen werden.

Nur die Geldlinie soll verfolgt werden mit ihren Funktionen und ihren Nebenerscheinungen. Was war das Geld ursprünglich ökonomisch? Eine Ware wie jede andere, allerdings die marktgängigste von allen, die am allgemeinsten geschätzt. Des Lebens ganze Notdurft konnte sich der Besitzer dieser Ware ertauschen, jeden Luxus mit ihrem Besitz sich gestatten. Als das Fauschgebiet um sich griff, sich ausdehnte, als der Händler den ganzen Fausch an sich zu reißen begann, war nur noch das Geld tausch-, oder,

wie es nun hieß,kauffähig. Und als es dann einziges Tausch- oder Kaufmittel geworden war,da hatte es einen entscheidenden Schritt getan.

Helfferich sagt über diesen Vorgang folgendes: „Wo einmal...die Münze Fuß gefaßt hatte,da war bald mit ungeprägtem Metall nichts mehr anzufangen; nur in gemünztem Zustande übte das Metall jene bald als geheimnisvoll erscheinende Macht über alle anderen Waren aus“.

Was war vorgegangen? Daß nun plötzlich nur noch gemünztes Gold als allgemeines Tauschmittel fungierte,das ist doch etwas rein Äußerliches, das Helfferich nicht die Berechtigung gäbe,von einer geheimnisvollen Macht zu sprechen; das ökonomisch Entscheidende bei dem nun vorhandenen vollkommeneren Tauschmittel war etwas Anderes und viel Wichtigeres. Es stellte sich die Tatsache ein,daß jeder einzelne wirtschaftende Mensch ohne Geld nicht mehr wirtschaften konnte. Wollte man leben,sop mußte man kaufen; um zu kaufen,brauchte man aber Geld; denn dies war ja das einzige Kaufmittel.

Die Entwicklung im Einzelnen ist gleichgültig; interessant sind nur die geschlossenen Stadien und ihre ökonomische Wesenhaftigkeit. Vor der Geldwerdung war das Gold (der Einfachheit halber sei Gold als einziger Geldstoff angenommen),auch das gemünzte,ein reines Tauschmittel; das Wirtschaften be-

1) a.a.O. S.30.

bestand darin, daß man Güter, die man hatte, untauschte gegen solche, die man brauchte. Nach Beginn der Geldherrschaft wurde dies ~~wickelter~~; die Güter waren nicht mehr gegen andere Güter zu haben, sondern nur noch gegen Geld; man mußte sich also unter allen Umständen Geld besorgen. Bald bestand deshalb Wirtschaften nur noch in Einnehmen und Ausgeben von Geld.

Das hatte nun zwei Folgererscheinungen, eine innerwirtschaftliche und eine sozialwirtschaftliche. Die erstere bestand darin, daß die wirtschaftlichen Überlegungen sich nicht mehr in Gefühlen ausdrückten, sondern in Geld. Sämtliche wirtschaftlichen Bedürfnisse konzentrierten sich auf das eine, Geld einzunehmen. Damit hatte sich in der menschlichen Geistesverfassung eine Änderung vollzogen, der auch die Wirtschaftswissenschaft gerecht werden muß. Sie hat als Gegenstand nicht mehr die menschliche Bedürfnisbefriedigung als solche, sondern das Bedürfnis, eine möglichst große Geldsumme zu erwirtschaften. Wie diese Geldsumme vertan wird, das ist Aufgabe psychologischer Charakteranalysen und hat mit der Wirtschaft nichts mehr zu tun, jedenfalls nicht mit dem Gegenstand der Sozialwissenschaft. Nicht wie der Wirtschaftler das Einkommen ausgibt, um eine möglichst hohe Ertragssumme bei Ausgleich der Grenzerträge zu erzielen, ist der Inhalt der Nationalökonomie, sondern wie er zu diesem Einkommen gelangt.

Und dieses letztere ist keinesfalls eine

reine Frucht wirtschaftlichen Überlegens oder Handelns; denn die Geldherrschaft hatte noch eine zweite Folgeerscheinung geseitigt, die sozialwirtschaftliche. Und zur Erklärung des Einkommens ist nur diese geeignet, ist es doch auch eine rein sozialwirtschaftliche Erscheinung.

Die genannte innerwirtschaftliche Folgeerscheinung der Entstehung des Geldes war ja auch nur die Parallelerscheinung der sozialwirtschaftlichen und hatte nur Sinn in Verbindung mit dieser. ~~Dieses~~^{aber} war aber ein ökonomisches Phänomen erster Ordnung; es hatten sich mit ihr die Anfänge eines neuen Verteilungsprinzips in die Wirtschaft eingeschlichen. Viele Güter standen nur noch dem Geldbesitz zur Verfügung; nach diesem regelte sich die Verteilung derselben. Damit war der Grund zu einer wirtschaftlichen Umwälzung gelegt, deren Folgen ungeheuer sein sollten.

Eine Einschränkung ist hier einzuschalten. Die Güter, um die es sich handelte, waren nach unserer heutigen Definition nur die sogenannten Genüßgüter; Erwerbsgüter kamen nicht in Frage; denn diese waren infolge der verschiedensten Umstände gar keine Güter in unserem Sinne, waren sie doch meist rechtlich gebunden und unverkäuflich. Und trotz dieser erheblichen Einengung der Geldmacht zeigten sich doch damals schon Erscheinungen, vor denen die Zeitgenossen stutzten, und die sie verdamnten; es waren dies

die selbstverständlichen Folgen der Beherrschung der Verteilung durch das Geld .

Wer wirtschaftete, nahm Geld ein und gab Geld aus; dabei konnte er Überschüsse und Fehlbeträge feststellen. Erstere sammelten sich in seiner Tasche oder seiner Truhe an; letztere brachten ihn schließlich in Not. Wer dieser Not ausgeliefert war, der mußte auf Abhilfe sinnen. Er mußte einen Bittgang zu einem Glücklicheren machen; war dieser ein guter Christ, so half er ihm. War er aber schon zu sehr von dem neuen Geldgeiste durchdrungen, so wird er nichts ohne Geldvorteil für seinen Nächsten getan haben. Das war für den damaligen Begriff von der christlichen Nächstenliebe etwas Sündhaftes; die Kirche verbot deshalb diese Ausnutzung der Notlage des Nächsten; sie sprach das Zinsverbot aus.

Wie der Wucher trotzdem sich ausbreitete, wie die Vermögen der Wucherer riesenhaft ¹⁾ anschwellen, das lehrt jede Wirtschaftsgeschichte. Hier ist wichtig: Der erste ökonomische Schritt des Geldes war die Unterwerfung des gesamten Tauschverkehrs, der Verteilung. Damit beginnt das Geld schon seine ursprüngliche Wareneigenschaft zu verlassen, und bald sind bei ihm auch zwei Funktionen feststellbar: die bloße Tauschfunktion und die Wucherfunktion. Erstere hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, sie hat sich ausgedehnt, aber sie ist ökonomisch geblieben, was sie war; zu erklären ist an ihr theoretisch nichts.

1) vergl. Sombart, Geschichte des modernen Kapitalismus

Mit der zweiten Funktion aber, mit der Wucherfunktion, ist es eine andere Sache. Als sie auftrat, stand man ihr ratlos gegenüber; erst bekämpfte man sie, und schließlich machte man mit. Und heute noch ist diese Wucherfunktion des Geldes mit ihrem Abkömmling, der Zinsfunktion, ein Buch mit sieben Siegeln; es gibt dafür viele Erklärungsversuche, aber keine Erklärung. Denn diese Erklärung böte gleichzeitig die viel gesuchte ökonomische Geldtheorie.

Gesamtüberblick.

Fassen wir die verschiedenen bisherigen Ergebnisse zusammen, um sie mit den Schulansichten zu vergleichen. Die Tauschmittelfunktion des Geldes ist einfach zu erklären, weil sie heute noch ist, was sie von ihrer ersten ökonomischen Geburtsstunde an immer war, die alleinige Beherrscherin des gesamten Tauschverkehrs. Ursprünglich haftete sie an einer allgemein geschätzten Ware, in der alle andern Waren bezahlt und deswegen auch darin verglichen wurden. Können deshalb die Funktionen des Wertmaßstabes und des Tauschmittels etwas so Verschiedenes sein, wie Schumpeter meint?

Die Metallisten scheinen ~~was~~ hier der Wahrheit bedeutend näher zu kommen, wenn sie behaupten,

ten, daß das Geld nur deshalb Werte messen konnte, weil es gleichzeitig als Tauschmittel gegen solche zu dienen befähigt war, und das hatte zur Voraussetzung, daß es selbst solche Werte enthielt.

Aber die Entwicklung brachte hier Änderungen hervor, die oben dargestellt sind. Staat und Gewohnheit machten ihren Einfluß geltend; der Warencharakter des Geldes verlor sich mehr und mehr, ein nominalistisches Geld schob sich unbemerkt an die Stelle des alten metallistischen. Welcher Unterschied war damit eingetreten? Das alte Geld verbürgte durch seinen Gehalt einen gewissen Wert, dargestellt in einer Geldsumme; das neue Geld garantiert diese Geldsumme durch seinen Stempel, d.h. durch die Autorität des Staates. Wo ist ein ökonomischer Gegensatz zu sehen? Es gibt keinen.

Beide Geldarten haben ökonomisch die gleiche Bedeutung; sie haben das Monopol der Tauschvermittlung, sie regeln die Güterverteilung.

Wozu also der Streit zwischen Metallismus und Nominalismus, da er doch ökonomisch gar keinen Inhalt hat? Er ist nichts als ein Streit um die Form der Zahlungsmittel, und über diese an sich ist doch eine Verständigung, wie oben gezeigt wurde, möglich. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß diesem Streit nicht immer aus dem Gebiete der Geldpolitik neue Nahrung zugefügt wird, wo eine Einigung weder möglich noch erwünscht ist. Aber zu verlangen

ist, daß geldpolitische Streitfragen nicht unter dem Namen theoretischer Untersuchungen ausgefochten werden.

Da Metallismus und Nominalismus sich nicht um die rein ökonomische Geldseite streiten, sondern mehr um die juristisch-formale, so wäre zu erwarten, daß eine Überwindung des Gegensatzes eine leichte Aufgabe wäre. Dies ist aber deswegen unmöglich, weil jeder Theoretiker sofort unzufrieden ist, wenn eine Einigung über das formale Geld sich einstellen will. Daran liegt ihm ja nichts, das genügt ihm nicht, weil er die ökonomische Wirksamkeit des Geldes erklärt haben möchte, weil er weiß, daß das Geld nicht nur Tauschvorgänge vermittelt, sondern auch als Wertmesser dient. Über diesen beiden Eigenschaften, vielleicht als deren Folge, jedenfalls aber als eigentlich ökonomische Funktion des Geldes stehen andere Eigenschaften.

Manchmal wird das Geld ja auch zu dem, was man in der Praxis Kapital nennt, es wirft Zins ab, und dann ist es doch mehr als ein einfacher Tauschvermittler. Der Praktiker wird auf diesen Punkt sofort lossteuern, wenn er von einer ökonomischen Theorie des Geldes sprechen will. Der Theoretiker aber kann das nicht, und er darf es auch nicht, weil Kapital gar kein Kapital ist, wie Ad. Smith nachgewiesen hat, weshalb auch gar kein Problem damit verknüpft werden kann. Über diese merkwürdige Voreingenommenheit wird später noch zu sprechen sein; sie hat sich bitter gerächt.

Doch es soll hier die Linie unseres Problems weiter verfolgt, das Problem an sich nochmals entwickelt und auseinandergenommen werden.

Die erste Frage, die sich einstellt, ist die nach dem Geldwert, nach seinen Wurzeln und seinem Ursprung, d. h. nach allem, was dem Gelde die Fähigkeit gibt, Tauschmittel und Wertmesser zu sein. Die Lösung dieser Frage kann nur eine rechtliche sein; ökonomisch ist sie völlig gleichgültig.

Allerdings wird sie zu dem Schluß kommen müssen, daß rechtlich eine Verschiebung von Gehaltgelde zum Geltungsgelde vorliegt, daß dies aber nicht etwa eine zwangsläufige ökonomische Entwicklung war, sondern eine willkürlich autoritative, weshalb eine Rückentwicklung zur alten Goldware möglich, wenn auch höchst unpraktisch wäre. Und diese letzte Übereignung nimmt dem großen Geldstreit vollends jede Bedeutung und jeden Sinn.

Das zweite, was mit dem Problem verknüpft ist, sind die verschiedenen Möglichkeiten der Geldpolitik. Hierher gehören alle praktischen Ansichten über Vor- und Nachteile der einen oder der andern Währung, der Deckung, d. h. der Festnagelung des Wertes der Geldeinheit an irgend einen tatsächlichen Wert usw. Die verschiedenen Meinungen dürfen aber nicht metallistisch oder nominalistisch genannt werden, sondern sind je nach ihrem Ziel als Anhänger der Goldvollarwährung, der Goldkernwährung, der Papierwährung usw. zu unterscheiden.

Die dritte und letzte Aufgabe, die zu dem Problem gehört, ist die Frage nach der eigentlichen ökonomischen Funktion des Geldes. Erinnern wir uns an die Entstehung dieser Funktion, und an ihre Entwicklung, so haben wir ihren Inhalt und ihre wesentliche Linie.

Es ist das, was oben als erster ökonomischer Schritt des allgemeinen Tauschmittels bezeichnet wurde, nämlich die Übernahme eines Verteilungsmonopols, woraus dann die Wucherfähigkeit des Geldes ihren Ursprung herleitet. Und von dieser Wucherfähigkeit führt eine gerade Linie zu einem Abkömmling, einem Neuen, der Zinsfunktion. Und zu dieser Zinsfunktion gehört nicht mehr das alte Wuchergeld als Mutter, sondern das Kapital.

Damit ist die ökonomische Problemstellung gegeben; es ist die Frage nach der Kapitalfunktion des Geldes. Aber nicht etwa des Geldes als solchem, sondern des kapitalistischen Geldes; denn das Geld an sich hat keine Kapitalfunktion. Diese bekommt es erst in der sogenannten kapitalistischen Wirtschaftsverfassung, oder - besser zu sagen - irgendwelche ökonomischen Tatsachen lassen das Geld zu Kapital werden. Und die Epochen, die als besondere Erscheinungsformen des Geldes das Kapital mit sich bringt, nennt man die kapitalistischen.

Was es mit dieser Kapitalfunktion des Geldes für eine Bewandnis hat, darüber sollte sich die

volkswirtschaftliche Theorie unterhalten, d.h. ihrer ökonomischen Bedeutung und ihrem weiteren Entwicklungsgang nachgehen. Statt dessen verliert sie sich andauernd in juristischen und äußerlichen Begriffsbildungen.

Der zweite Teil dieser Arbeit wird der Aufgabe gewidmet sein, dieses entwicklungsgeschichtlich abgeleitete Problem in seiner tatsächlichen Wirklichkeit zu untersuchen, es in seine Bestandteile zu zerlegen und einen Weg zu suchen, der in die Richtung eines möglichen Verständnisses der kapitalistischen Gelderscheinung führt. Der Weg wird hart an das Zentralproblem des Kapitalismus und damit der Volkswirtschaft überhaupt, heranführen. Der Lösung mehr als eine Richtung anzudeuten, wird er allerdings nicht vermögen.

Z W E I T E R T E I L :

D A S G E L D A L S K A P I T A L .

Erstes Kapitel:

Begriff des Kapital^s.

I. Von Wuchergeld zum

Kapitalgeld.

Das Geld war allgemeines und ausschließliches Kaufmittel geworden, es war in seine ökonomische Bedeutung eingetreten. Diese ist an sich sehr vielfältig. Die Arbeitsteilung wurde zu einem volkswirtschaftlichen Faktor, der Handel gewährte einer ganzen Bevölkerungsschicht Auskommen usw.

Damit zusammenhängend entwickelte sich die alte Eigenwirtschaft zur Verkehrswirtschaft mit allen ihren Folgeerscheinungen. Und ein Umstand, auf den bereits im ersten Teil hingewiesen wurde, machte sich bemerklich: ein willkürliches Verteilungsprinzip, nur bestimmt von dem Geldbesitz, ohne Rücksicht auf dessen Herkunft. Es konnte verdient, geerbt oder auch gestohlen sein.

Nur wer solches Geld vorzeigen konnte, hatte Anspruch auf irgend einen Teil des Sozialprodukts. Diese Monopolstellung der damaligen Gelderscheinung war seine wirkliche ökonomische Wirksamkeit. Auf ihr

beruhte die Macht des Geldes, und auch die Weiterentwicklung setzte da ein: der Wucherzins ist eine Folgerscheinung der genannten Geldeigenschaft, wie weiter oben schon festgestellt wurde.

Mit dem Einsetzen der Wucherfunktion des Geldes tritt eine Spaltung der Gelderscheinung auf, allerdings nur in seinen ökonomischen Wirkungen.

Das eigentliche Kaufgeld bleibt unverändert, es behält seine Stellung als Beherrscherin des gesamten Tauschverkehrs. Das Wuchergeld legt sich aber noch eine neue Eigenschaft bei; es zeigt die Fähigkeit, seinen Benutzer neues Geld zuzuführen. Diese Spaltung brachte die Köpfe anfänglich in eine große Verwirrung. Jedermann fühlte, daß irgendwie eine Änderung in der Wirtschaft sich eindrängen wollte, die aus allen möglichen Gründen bekämpft werden müßte. Es begann das Hin und Her der Wucherlehre; die entrüstete Charakteristik des Zinses durch die Kanoniker beherrschte Wissenschaft und Religion; Bannflüche wurden bereitgehalten und ausgeschleudert. Als alles nichts nützte, griffen die Geschädigten zur ¹⁾ Selbathilfe und enteigneten mit Gewalt die Wucherer. Aber alles ist vergebliche Mühe; der Zins breitet sich aus, und auf einmal tritt sogar die Literatur öffentlich für ihn ein, ~~da~~ ^{da} bisher die verborgensten Hintertüren hatte benützen müssen. Und zwar werden Argumente beigebracht (Salmasius, Molinari), die neue und höchst lehrreiche Gesichtspunkte einführen.

1) vergl. Sombart, Geschichte des modernen Kapitalismus.

Es sei ein Irrtum zu glauben, so meinen diese, daß hinter der Geldleihe immer die Not stehe; das Gegenteil sei sehr oft der Fall. Reiche Leute nahmen oft Geld auf, um Grundstücke zu kaufen usw., und es wäre sehr töricht, dem Geldgeber zu verbieten, von dem Ertrag auch einen Teil zu beanspruchen. Und innerhalb kurzer Zeit war aus dem schändlichen Wucher etwas allgemein Geduldetes, sozusagen etwas Moralisches geworden.

Wie war das alles gekommen? Offenbar waren um jene Zeit aus den Wucherdarlehen teilweise Geschäftsdarlehen geworden, und das war ein gewaltiger Unterschied. Das Geld hatte wieder einen Schritt vorwärts getan, unvermerkt seine Macht vorgeschoben und ausgedehnt. Die bisherige Beherrschung der Genußgüter genügte aus irgend einem Grunde nicht mehr, wahrscheinlich fand das Wuchergeld in seinem eigentlichen Geschäft nicht mehr völlige Beschäftigung. Es streckte seine Arme nach anderem aus, und dieses andere war die Produktion. Nur wenig fand es hier zunächst vor, was sich zur Aufsaugung eignete; es mußte also Wandel geschaffen werden. Gewerbefreiheit wurde verlangt und schließlich durchgesetzt, und als der Boden auch verkäuflich geworden war, da war die Bahn frei zur völligen Unterwerfung der gesamten Produktion.

In seiner früheren Funktion hatte es nur die Genußgüter beherrscht, und auch hiervon nur einen Bruchteil; dieser Teil wurde größer und größer und umfaßte am Schluß fast den ganzen Verbrauch, reich-

te in einigen Anfängen sogar schon über diese hinaus in die Verteilung und in die Produktion. Als es dann auf Grund der beschriebenen sozialen und rechtlichen ökonomischen Umwandlung - Gewerbefreiheit usw. - diese völlig überflutet hatte, verwischte es gleichzeitig den früheren Unterschied zwischen Genuß- und Erwerbsgütern. Wer diese beiden Güterarten ökonomisch unterscheidet, der sieht etwas, was es nicht gibt; er meint technische Eigenschaften und macht daraus ökonomische. Auf dem Markte spielt die größte Maschine die gleiche Rolle wie das Nürnberger Spielzeug; vor dem Gelde sind sie beide gleich. Wer das übersieht, der kann nie der Geldfunktion nahekommen.

Denn dies ist eben das Wesentliche an der Geldfunktion, die nach der Wucherfunktion auftritt, daß sie in gleicher Weise Herstellung und Verbrauch beherrscht, und diese neue Funktion ist nichts anderes als die ökonomische Theorie unseres Geldes, d. h. des Geldes, wie es das alte Wuchergeld abgelöst hatte.

Diese Tatsache der Beherrschung des gesamten Wirtschaftslebens, wie oben gesagt, die eigentliche ökonomische Funktion des Geldes, wird im praktischen Leben immer gemeint, wenn man von der Kapitalfunktion des Geldes spricht. Weshalb soll diese Benennung nicht auch in die Wissenschaft übernommen werden? Man könnte ihr ja auch irgendeinen anderen Namen geben; denn jede Benennung ist schließlich willkürlich. Hat aber der Sprachgebrauch eine Bezeich-

Il s'agit de l'ouvrage de M. de la Fontaine, intitulé "Le rôle du capital".

nung für einen Gegenstand gewählt, so darf man sie nicht für etwas ganz anderes benutzen und dem genannten Gegenstand einen fremden Namen anhängen. Tut man dies, so bringt man höchst unnötigerweise Verwirrung in die Wissenschaft; denn ganz kann man sich von der Umgangssprache nie frei machen, und es wäre dies auch das Verkehrteste, was erstrebt werden könnte.

Selbst auf die Gefahr hin, daß von allen Seiten darauf hingewiesen wird, daß das Geld niemals Kapital sei, und daß die Theorie die Tatsachen unverschleierte durch das Geld als Gegenstand habe, soll hier die Kapitalfunktion des Geldes, d. h. seine ökonomische Wirksamkeit, als seine Kapitaleigenschaft, betrachtet werden. Das kapitalistische Geld ist damit als Kapital zu bezeichnen. Aber nicht nur, weil die Praxis diese Benennung allgemein anwendet, ist sie zu gebrauchen, sondern weil sie, wie oben gezeigt, die einzig sinngemäße und auch brauchbare ist.

Um ein sehr naheliegendes Mißverständnis auszuschließen, sei hier auf einige Erscheinungen in der Literatur hingewiesen, die auch zu der Ansicht gelangt sind, daß das Geld Kapital sei. Eine kurze Darstellung wird zeigen, daß die zu nennenden Autoren, der Franzose Chevalier und der Amerikaner Carey, mit ihrer Theorie etwas ganz anderes meinen als diese Abhandlung. In einer kaum verständlichen Verwechslung von Wirtschaft und Technik schreibt Chevalier:

1) Michel Chevalier. Cours d'Economie politique. 3. Vol. La Monnaie.

„Arrêtons-nous un instant sur ces mots, que le capital de roulement, par la continuité de ses transformations, non moins que de ses transformations, non seulement engendre le revenu brut de la société, mais encore constitue la substance même de ce revenu brut. Elle montre que la monnaie, en tant que monnaie, doit être classé, non dans le capital de roulement, mais dans le capital fixe de la société.... De ce point de vue, c'est (la monnaie) un mécanisme qui, de même que toutes les autres machines, doit être rangé dans le capital fixe¹⁾. Und weiter schreibt er: „Le manufacturier, le producteur en général, regarde comme du capital de roulement des écus, qu'il a en caisse. Par rapport à lui, individuellement, c'est une confusion toute naturelle. Par rapport à la société en masse, le métal monnayé, en tant que monnaie, doit être considéré comme du capital fixe²⁾. Und noch deutlicher und schroffer als Chevalier ist Carey: „Die Auflösung des physischen Körpers in seine Elemente, wenn ihm die Luft entzogen wird, ist nicht gewisser als die Auflösung des sozialen Körpers, wenn ihm die edlen Metalle entzogen werden³⁾. Unter den ganzen, Arbeit ersparenden Maschinerie⁴⁾, die bei den Menschen in Gebrauch sind, gibt es keine, welche die menschliche Kraft

1) S. 367.

2) S. 369.

3) Carey. Lehrbuch der Volkswirtschaft und Sozialwissenschaft.

4) Carey identifiziert überall Geld und edle Metalle.

so sehr erspart und die Kombination so bedeutend erleichtert wie jene, die wir Geld nennen. und doch gibt es befähigte Schriftsteller, welche behaupten, daß das Geld ein beträchtlicher Teil des Kapitals eines Landes sei, der nichts produziere¹⁾.

Diese beiden Schriftsteller, die als verspätete Merkantilisten zu bezeichnen sind, behaupten also, daß das Geld Kapital sei, aber nicht Kapital im Sinne des Kaufmanns, wie ja Chevalier fast wörtlich anführt, sondern volkswirtschaftlich, sozusagen technisches Produktionsmittel. Sie sind deswegen mit der hier vertretenen Ansicht nicht einmal entfernt in Zusammenhang zu bringen; hier ist der Kapitalbegriff ganz anders gefaßt, als eine bestimmte ökonomische Funktion des Geldes, das eben durch diese Funktion zu Kapital wird. Chevalier und Carey aber zählen das Geld zu dem Kapital im technischen Sinne der seit Ad. Smith mit Variationen allgemein üblichen Kapitaldefinition.

II. Die übliche Kapital-

definition.

Ein Überblick über den Kapitalbegriff oder besser die Kapitalbegriffe, welche die Wissenschaft beherrschen, ergibt ein sehr unerfreuliches

1) Carey a. a. O. S. 367.

2) Ebenda S. 365.

Bild. Es gibt kaum zwei Autoren, die darunter dasselbe verstehen, wo er nicht wenigstens in bestimmten Einzelheiten seines Inhalts variierte. Wo immer er angewandt wird, ist dies nur möglich mit Einschränkungen jeder Art, mit Unterabteilungen und mit Spaltungen. Das Geldkapital, das in Sprachgebrauch allein als Kapital bezeichnet wird, scheidet man, als in den gewöhnlichen Begriff des Kapitals überhaupt nicht passend, immer aus, und da man es schließlich doch irgendwie unterbringen muß, so hat man die merkwürdige Unterscheidung in eigentliches oder volkswirtschaftliches und uneigentliches oder privatwirtschaftliches Kapital erfunden. Was man damit erreicht hat, ist in jedem Lehrbuch nachzuprüfen. Die Unterscheidung ist eine rein willkürliche; fast jedes Ding kann beiden Kategorien zugehört werden, je nach der Betrachtungsweise. Und statt beseitigt, ist die Unklarheit und Verwirrung vermehrt.

Der Ursprung der üblichen Kapitaldefinition geht auf Ad. Smith zurück. Fast könnte man sagen, sie sei ~~aus~~ aus praktisch-politischen Gründen eingeführt worden. Als der Schotte sich unserer Wissenschaft zuwandte, beherrschten merkantilistische Ideen noch allgemein die Köpfe und die Politik. Er war erstaunt über die unvernünftigen Ansichten über den Volkswohlstand und die Bedeutung der edlen Metalle; seine Theorie sollte dieser Unvernunft ein Ende machen; sie stellte deswegen die uns selbstverständliche Behauptung auf, daß nicht die Menge des umlaufenden

den Geldes den Reichtum eines Landes ausmache, sondern die darin vorhandene Gütermenge. Die letztere aber sei das Kind der Produktion, und in dieser war nur Platz für die Faktoren Arbeit, Boden und Kapital, nicht aber für das Geld.

Damit war für den Kapitalbegriff eine Brücke gebaut, auf der man heute noch umherschaut. Alles, was an der Produktion irgendwie beteiligt ist, ohne aber Boden oder Arbeit zu sein, das wird als Kapital bezeichnet. Und die merkwürdigsten Ergebnisse stellten sich ein, wie es nicht anders zu erwarten war.

An sich hatte Smith seine Aufgabe sehr genau gefühlt: Die wirtschaftlichen Gesetze, die in seiner Zeit die Ökonomie beherrschten, wollte er erklären, und zwar vernünftiger und sinnvoller als die Merkantilisten mit ihrem Edelmetallkult; außerdem mußten die sterilen Klassen Quesnays, die in England mehr und mehr das Übergewicht bekamen, auch zu ihrem Recht kommen. Da kam er auf den Kapitalbegriff; er erkannte sehr wohl, daß, wer immer produzieren wollte, Kapital haben mußte. Aber das Geld selbst schuf ja nicht die Produkte, sondern die Produktionsfaktoren. Einerseits half ihm dieser Schritt über den Merkantilismus hinaus; andererseits aber führte er ihn in eine Verwirrung von Wirtschaft und Technik, die der ganzen Sozialwissenschaft zum Verhängnis werden sollte.

Solange er den wirtschaftlichen Vorgang auf der Geldseite betrachtete, das heißt das Kapital, bewegte er sich in der Wirtschaft; wo er aber die Produktionsfaktoren zu untersuchen anfing, da verlor er sich in der Technik. Er war das Opfer seiner Fragestellung geworden, die letzten Endes einen politischen Anstoß hatte. Da er die Gütermenge erklären wollte, so kam er auf die Produktion, auf die Produktivität, und diese setzte er gleich mit der technischen Warenerzeugung. Auf die Idee, daß diese technische Produktivität niemals eine Folge der Wirtschaft sein konnte, sondern daß er hier nach der Produktivität im wirtschaftlichen Wortsinne zu fragen hatte, kam er nicht. Und er konnte es auch nicht, wäre er doch sonst wieder auf den Geldkapitalbegriff gekommen, den es doch unter allen Umständen zu vermeiden galt. Geld durfte nicht produktiv sein, und im technischen Sinne ist es dies ja auch nicht. Die Wirtschaft fragt aber gar nicht nach dieser Produktivität, sondern nach etwas ganz anderem, nach Rentabilität. Die Smith'sche Begriffsbildung leuchtete jedoch der Wissenschaft ein, und sie wurde die Grundlage ihres ganzen Lehrgebäudes. Jeder einigermaßen einsichtige Nationalökonom mußte doch einsehen, daß nicht das Geld Kapital sei, wie es der Laie glaubt, sondern die Produktionsmittel, die man für dieses Geld sich verschafft. Was man damit eigentlich wollte, habe ich nirgends erklärt finden können; denn daß das Geld an sich nicht produziert, war ja doch selbstverständlich. Man entfernte

den Geldschleier, anstatt ihn zu erklären. Da man damit aber gleichzeitig den Kapitalschleier wegzog, also auch das eigentlich Wirtschaftliche aus den Augen verlor, worauf nur noch die Produktionstechnik übrig blieb, gab man dieser einen neuen ökonomischen Anstrich, indem man sie als Sozialkapital bezeichnete. Es war dies die Hintertüre, durch die man die klassische Ökonomik rettete.

Dieser war die ganze Betrachtungsweise ins Technische hinübergelitten, und sie hatte einen Produktionsfaktor den Namen Kapital gegeben; andererseits benutzte aber der wirtschaftende Mensch dieses Wort für etwas anderes, nämlich für sein Geld. Damit hatten zwei grundverschiedene Dinge denselben Namen. Die Wissenschaft bezeichnet als Kapital etwas Unwirtschaftliches, Unsoziales, Absolutes, nämlich die Technik, die von Naturgesetzen bestimmt ist. Die Praxis benennt mit diesem Wort etwas Wirtschaftliches, Relatives, nämlich durch die soziale Entwicklung Bedingtes und Verursachtes.

Wäre die Wissenschaft an ihren Gegenstand mit den diesen zukommenden Maßstäbe herangetreten, so wäre dabei Mechanik oder dergl. herausgekommen, aber sie legte ihren relativen und sozialen Maßstab an diese technisch-absoluten Dinge an - die Produktionsfaktoren sind tatsächlich nichts anderes - und man hatte Ergebnisse, welche die ganze Nationalökonomie auf eine falsche Bahn drängten. Noch heute kann man von dieser Betrachtungsweise nicht loskommen.

Wer hat je zu behaupten gewagt, daß der
Zunfthandwerker Kapitalist gewesen sei, oder daß der
mittelalterliche Bauer mit Kapital gearbeitet hätte,
allein deswegen, weil er eine Sichel und einen Pflug
besaß? Und doch ist dies nach der üblichen Kapitalde-
finition etwas ganz und gar Selbstverständliches.
Zwar arbeiten sie mit Kapital, wird man mir entgegen-
halten, aber sie sind keine Kapitalisten; denn ein
Kapitalist ist ein Mann, der mit Geldkapital arbei-
tet. Und man ist durch die üblichen Definitionen und
Ausdrücke derart beeinflusst, daß man nichts Wider-
sinniges in einem solchen Satze findet. Und doch ist
er es. Was ist denn der Sinn des Wortes kapitalis-
tisch? Doch offenbar kein anderer als: durch den
Kapitalismus, d. h. durch die Herrschaft des Kapitals,
bestimmt. Wer diesen Satz ausspricht, kann sehr leicht
in den Verdacht geraten, vom Begriff des Kapitals
keine Ahnung zu haben; denn ist nicht jede Wirtschaft
durch das Kapital im „volkswirtschaftlichen Sinne“
bestimmt? Was hat es da für einen Zweck, überhaupt
vom Kapitalismus zu sprechen? Diesen Einwurf ver-
nimmt man oft; er ist eine selbstverständliche Folge
der Begriffsverwirrung, die mit dem Worte Kapital ge-
trieben wird.

Kapital ist etwas dem Kapitalismus Eigen-
tümliches, nämlich eine bestimmte Funktion des Geldes,
die schon oben besprochen ist, und das, was die Wissen-
schaft als Kapital bezeichnet, als Sozialkapital, das
hat mit dem Kapitalismus gar nichts zu tun, das sind

die „produktiven Kräfte einer Nation“, um mit Fr. List zu sprechen. Und diese produktiven Kräfte sind nichts Wirtschaftliches, sondern sie sind bestimmt durch den Stand der Technik und der Naturwissenschaft.

Allerdings ist die Organisationsform der Technik beeinflusst durch die ökonomische Wirtschaftsform, aber sie bleibt trotzdem an sich unökonomisch, ihre Gesetzmäßigkeit sind bleibende Naturgesetze, die in gleicher Weise gelten für den Hochkapitalismus wie für die tiefstehende Eigenwirtschaft. Sie unterscheidet sich dadurch grundsätzlich von der ökonomischen Wirtschaftsverfassung. Diese ist nicht etwas gewissen absoluten Gesetzen Unterworfenen, sondern von sozialen Triebkräften bestimmt, und diese Kräfte sind so wandelbar wie der Mensch selbst. Der kapitalistische Wirtschaftler hat ganz andere Ziele und Bedingungen als der feudalistische, und die Gesetze kapitalistischer Wirtschaftlichkeit sind demgemäß ganz andere als die der feudalistischen.

Solange diese Überlegung nicht Allgemeingut der ökonomischen Wissenschaft geworden ist, solange werden auch solche Verirrungen nicht daraus verschwinden, wie die besprochene Bildung eines allgemeinen Kapitalbegriffes, wie er in der Wirtschaft ganz undenkbar ist. Und solange werden auch die Versuche nicht verschwinden, die Gesetzmäßigkeit der einen Wirtschaftsverfassung abzuleiten durch die gedankemäßige Konstruktion eines einer andern Verfassung entnommenen Individuums, das man dadurch entste-

hen läßt, daß man z.B. einen Urjäger oder einen Robinson betrachtet, dem man dann gewöhnlich kapitalistische Beweggründe unterschiebt, d.h. solche, die man an seiner Stelle selbst hätte. Was soll man z.B. dazu sagen, wenn Roscher einen Fischer niedrigster Kulturstufe plötzlich zum „klugen Mann“¹⁾ befördert, den er auf die Idee kommen läßt, Kapitalist zu werden, um ihn dann zum Ausgangspunkt für seine kapitalistische Betrachtung zu machen? Ein Fischer ist ein Fischer und bleibt es, solange er nicht mit Kapital arbeitet. Und dann ist er eben kein Fischer mehr, sondern Kapitalist, der ganz andern wirtschaftlichen Gesetzen unterworfen ist als vorher. Und die Herausarbeitung dieser jeweils besonderen Wirtschaftsgesetze macht den Inhalt der Nationalökonomie aus.

Wer über diese Grenze hinausgehen will - um allgemeinere Geltung zu geben -, der kommt auf solche unwirtschaftliche Wege, wie die Einbeziehung der Technik sie gezeigt hat. Und der ist in Gefahr, auch die Wirtschaft nur noch technisch zu betrachten, ganz und gar wirtschaftlichen Dingen, dem Geld z.B., als Produktionsfaktor eine technische Wirksamkeit zu verleihen, wie Chevalier und Carey es getan haben. Diese beiden sind also - ich hoffe, daß dies jetzt deutlich ist - nicht als Vertreter der hier eingeschlagenen Richtung zu betrachten, sondern als das direkte Gegenteil, das die technische Betrachtungsweise auf die Spitze getrieben hat.

1) Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie. 10. Auflage. § 113.

Sie sind anzusprechen als Folgeerscheinungen der Verwechslung von Wirtschaft und Technik, und es ist zuzugeben, daß sie wenigstens konsequent ihre Betrachtungsweise durchführen. Denn wenn man schon die sogenannten Produktionsfaktoren als wirtschaftliche Phänomene anspricht, dann ist gar keine Möglichkeit vorhanden, ~~zu~~ das Geld von ihnen zu unterscheiden. Schließlich hilft das Geld ebensogut produzieren als der Boden, auf dem die Fabrik gebaut ist. Und nur der feste Vorsatz, den Geldschleier unter allen Umständen zu ignorieren, hilft immer wieder über diese Klippe hinweg.

Verfolgt man die Kapitaltheorien, die sich auf Smith aufgebaut haben - und beinahe alle tun dies -, so findet man die redlichsten Bemühungen, die Unstimmigkeit, die sich durch die verschrobene Betrachtung einstellt, mit irgend welchen Mitteln aus dem Wege zu räumen. Und diesen Grunde verdankt auch die bekannte Unterscheidung in Sozial- und Privatkapital ihre Entstehung, die zum erstemal Rodbertus ausdrücklich in die Literatur eingeführt hat. Er wies auf die beiden möglichen Betrachtungsweisen hin, wie sie auch in dieser Arbeit auseinandergehalten werden. „Wer eine neue Fabrikationswirtschaft gründen will, muß am Nationalprodukt ein Privateigentumslos besitzen, welches die dazu nötigen Materialien, Werkzeuge usw. begreift. Es ist, wenn Grund- und Kapitaleigentum existiert, unmöglich, ohne dasselbe eine produktive Unternehmung zu betreiben“.¹⁾ Was Rodbertus als

1) Carl Rodbertus-Jagetzow. Das Kapital 1884. S. 313.

Privateigentumslos, das Grundstücke, Werkzeuge usw. be-
greift, bezeichnet, ^{ist} sehr einfach Geld; da dieser Be-
griff jedoch in der Wissenschaft seit Smith ausge-
schaltet werden mußte, schaffte sich Robertus einen
Ersatz dafür, der auf umständliche Weise denselben
Inhalt wiedergibt. Hätte er den Geldausdruck verfolgt,
so wäre er auf erheblich direkterem Wege auf sein
Ziel losgegangen; aber auch so kommt er zu einem
ausgezeichneten Ergebnis. „Solches zum Betriebe ei-
ner produktiven Unternehmung erforderliche Privatei-
gentumslos am Nationalprodukt ist das Privatkapital,
das, was in den bisherigen nationalökonomischen Sys-
temen gewöhnlich „Kapital“ genannt wird. Es ist am
Nationalprodukt, was der Grundbesitz am nationalen
Boden ist. Man sieht, das Kapital in diesem Sinne, das
Privatkapital wird lediglich durch das Grund- und
Kapitaleigentum bedingt. Nur in einer Nationalökono-
mie, die unter dem Einfluß dieser Rechtsinstitution
steht, in welcher der Produzent um den vollen Wert
seines Produktes gebracht ist, wird das Kapital in
diesem Sinne notwendig und existiert sein Begriff.
Es ist kein wesentlicher, ^{weniger} ~~ein~~ nationalökono-
mischer Begriff; er gewinnt seinen Bestand nur aus
der wandelbaren Rechtsgeschichte der Völker. Das
Kapital an sich, das Nationalkapital, hat eine abso-
lute Bedeutung, die es aus der Natur und dem Fort-
schritt selbst zieht. Das Privatkapital dagegen hat
nur eine relative Bedeutung, die lediglich an die
Dauer gewisser Rechtsverhältnisse, an eine bestimmte

Form des sozialen Vorgangs der Produktion - diejenige, die dieser durch das Grund- und Kapitaleigentum erhält - geknüpft ist. Wenn daher die neueren Nationalökonomten den älteren vorwerfen, daß diese das Geldkapital für das wahre Kapital, das Kapital an sich gehalten haben, so ist den neueren vorzuwerfen, daß sie das Privatkapital für das wahre Kapital oder das Kapital an sich genommen haben¹⁾. Eine ganz ähnliche Unterscheidung führt auch Ad. Wagner ein, indem er schreibt: „a.) Kapital als rein ökonomische Kategorie (National-Sozialkapital): ein Vorrat sachlicher Produktionsmittel, zunächst beweglicher, bzw. so gewesener, technische Bedingungen für neue Gütergewinnung“, und „b.) Kapital im historisch-rechtlichen Sinne (Kapitalbesitz, Privatkapital): das seinen Besitzer zur Gewinnung neuer Güter dienende Besitz-einkommen; daher ein Rentenfond“²⁾.

Hodbertus kam der Wahrheit außerordentlich nahe. Nachdem er erkannt hatte, daß sein „Kapital an sich“ etwas Ewiges und Absolutes ist, so war der Schluß, daß dessen Betrachtung gar nicht in die Nationalökonomie gehört, sondern in die Naturwissenschaft, fast selbstverständlich; er hat ihn nicht gezogen. Damit wäre gleichzeitig der Begriff des wahren Kapitals, der „rein ökonomischen Kategorie“ Wagners, aus der Volkswirtschaft verschwunden, und der Weg wäre

1) Ebenda S. 314/15.

2) Ad. Wagner, Theoretische Sozialökonomik. Leipzig 1907. S. 31/32.

zu einer ökonomischen Betrachtung dessen frei gewesen,
was die Sprache unter Kapital versteht.

Die genannten Kapitaldefinitionen herrschen heute noch und damit auch die darin enthaltene Zweiteilung. Auch Böhm-Bawerk hat ihr nichts Wesentliches angefügt; er hat nur die eine als den Überbegriff der andern betrachtet; ebenso bewegt sich die Richtung Stammler-Diehl in dieser Linie; nur erstreckt sich die historische Relativität des Rodbertus'schen Begriffes Privatkapital auf das Wirtschaften überhaupt, das nur unter der Herrschaft gewisser von der staatlichen Gewalt gegebenen Gesetzmäßigkeiten denkbar und möglich sei. Böhm-Bawerk bedeutet von unserem Standpunkt aus einen Rückschritt, und auch die Richtung Stammler-Diehl kommt nicht zu dem Schluß, als Folge ihrer Betrachtungsweise das Kapital an sich abzusondern und auf ihrem historisch-rechtlichen Wege vorzudringen zu dem eigentlichen sozialökonomischen Kapitalbegriff.

III. Der kapitalistische

Kapitalbegriff.

Um diesen Begriff zu klären, ist zunächst eine Auseinandersetzung mit einem andern nötig, dem Begriff des Wirtschaftens. Was ist Wirtschaft? Zu allen Zeiten, da der Mensch Mühe aufwenden mußte, um

Bedürfnisse zu befriedigen, wirtschaftet er. Dabei ist er gebunden an die Gesetzmäßigkeit des allgemeinen Naturgeschehens; dieses kann er ausnützen, es in Bahnen lenken, die ihm irgendwie nützlich sind. Die Art und Weise, wie das geschieht, ist angewandete Naturwissenschaft, die Lehre davon ~~die~~ Naturwissenschaft selbst; das ganze Gebiet aber, das von dieser ausgefüllt ist, wird als Technik bezeichnet. In jeder Zeit und in jeder möglichen Ausgestaltung beruht diese auf den gleich unveränderlichen Grundlagen, die von der Natur selbst bestimmt sind.

Der Mensch verwendet Arbeit darauf, um der Natur, von der er lebt, etwas abzugewinnen. Überall, wo er die tiefste Kulturstufe überschritten hat, benützt er dazu außer seiner rohen körperlichen Kraft noch weiteres, nämlich einige Hilfsmittel, ferner seine angelernten Fähigkeiten; unter dem Namen Werkzeuge soll dies alles zusammengefaßt werden. Damit ist die ganze menschliche Tätigkeit absolut gebunden an drei Faktoren: Natur, Arbeit und Werkzeuge. Anders als in diesen drei Unterteilen ist menschliche Tätigkeit nicht einmal vorstellbar. Wenn auch bei Robinsonaden der dritte manchmal wegkonstruiert wird, so ist das weiter nichts als eine Spielerei, wenn man ihm seine angelernten Fähigkeiten läßt. Würde man diese aber auch wegkonstruieren, so versänke Robinson in einen tierähnlichen Zustand.

Aber neben dieser technischen Seite der menschlichen Tätigkeit, die - um es zu wiederholen -

nichts ist als angewandte Naturwissenschaft und deswegen einer absoluten Gesetzmäßigkeit unterworfen, steht eine andere, die wirtschaftliche. Kein einzelner Wirtschaftler steht nur der Technik gegenüber; es steht keinem frei, seine Mühe so aufzuwenden, wie er es täte, wenn er ganz isoliert handeln könnte. Er ist tausendfach gebunden und bestimmt durch Rücksichten ganz bestimmter Art, die man am besten soziale nennt. Wo immer er seine Tätigkeit ausüben will, tritt ihm diese soziale Gebundenheit gegenüber - sei es in Form seiner Volks- oder Stammeszugehörigkeit, der Besitzverhältnisse, besonderer Gesetze usw. Zusammenfassend kann man sagen: Die Wirtschaftsverfassung, in die er hineingeboren ist, in dieser lebt er wie der Fisch im Wasser, darin denkt er auch; und nicht einmal in seinen Vorstellungen kann er sie als nicht vorhanden sich vorstellen. Und die Gesetzmäßigkeiten dieser Wirtschaftsverfassung sind der Inhalt der menschlichen, wirtschaftlichen Überlegung; sie allein fallen unter den Begriff des Wirtschaftens; die Produktion an sich, d. h. die Lehre vom wahren Kapital ist keine Wirtschaftswissenschaft, sondern Technik. Die Nationalökonomie hat deshalb nur den historisch-relativen Kapitalbegriff von Rodbertus als Gegenstand, d. h. mit anderen Worten, den kapitalistischen; eben dasjenige, was der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung diesen Namen eingetragen hat, den Kapitalbegriff ^{ist} ~~des~~ Kapitalismus.

Erinnern wir uns an das Resultat des ersten Abschnitts dieses Teiles. In unserer Wirtschaftsverfassung war etwas entstanden, was als Kapitalfunktion des Geldes bezeichnet wird, eine Funktion, die es eben mit sich bringt, daß das Geld zu dem geworden ist, was man allgemein Kapital nennt. Und diese Funktion ist eine wirtschaftliche, im Gegensatz zu dem, was man als Kapital an sich bezeichnet hat, das nur etwas Technisches ist.

Der eigentliche ökonomische Begriff Kapital beruht also auf der Kapitalfunktion des Geldes, wodurch dieses eben zu Kapital wird. Damit ist der Begriff Kapital zu definieren als das Geld, das die Kapitalfunktion ausübt. Es ergibt sich also der einfache Satz: Kapital ist Geld. Ob alles Geld Kapital ist, das ist eine Frage, die zunächst offen bleiben soll.

Der erste Satz, daß Kapital Geld sei, wird allein schon genügen, um das Mißfallen der meisten Nationalökonomien zu erregen. Aber, so ketzerisch es auch klingen mag, in der Literatur ist er verschiedentlich vertreten worden. Selbstverständlich meine ich jetzt nicht die merkantilistische Lehre, in der das Geld mit den technischen Produktivgütern verglichen wurde, oder die Ansichten der Chevalier und Carey, die es gar als das hervorragendste aller dieser Güter bezeichneten, sondern ich denke hier an die Schriftsteller, die das Geld und nur das Geld als Kapital ansprechen wollen, weil es eben im täglichen

Leben so bezeichnet werde, und weil es außerdem für den sogenannten Kapitalismus wesentlich sei, und die der Meinung sind, daß alles andere, was sonst unter dem so dehnbaren üblichen Kapitalbegriff zusammengefaßt wird, anders zu betrachten und auch anders zu bezeichnen sei.

Zuerst seien die Schriftsteller genannt, die ausschließlich oder doch hauptsächlich aus äußeren Gründen für den geldlichen Kapitalbegriff eintreten, mit Rücksicht auf den Populargebrauch des Wortes Kapital, oder auch um einen sogenannten Realbegriff Kapital zu schaffen.

In dieser Richtung bewegt sich ein kurser Artikel v. d. Borghs,¹⁾ der allerdings in gansen völlig untheoretisch ist und ganz an der Oberfläche haften bleibt. Er schreibt dort u. a. : „Der besprochene Mißstand beruht auf der Tatsache, daß die Volkswirtschaftslehre sich darauf versteift hat, und noch versteift, das Wort Kapital in einem anderen Sinne zu gebrauchen, als es sonst allgemein üblich ist. Der allgemeine Sprachgebrauch hat mit diesem Wort seit langer Zeit den Begriff einer Geldsumme verbunden....“

Er schlägt infolgedessen vor, die wissenschaftliche Kapitaldefinition der praktischen anzugleichen und meint: „Geht man so vor, dann bedarf es nicht mehr des mühsamen und doch fruchtlosen Ver-

1) Conrads Jahrbücher Bd. 81. S. 601.

suche, in der Volkswirtschaftslehre den Begriff Kapital einen andern Begriff unterzulegen, als es sonst allgemein üblich ist.

Allerdings ist sich v.d.Borghht selbst nicht klar darüber, was er damit erreichen will und kann; denn einige Seiten vorher hatte er das Kapital noch als Produktionsfaktor gebracht, und das Ergebnis seiner Untersuchung ist eine unklare Verschiebung des Inhalts des Produktionsfaktors Kapital. „Ist Kapital nur als Geldkapital aufzufassen, so gehören die passiven Produktionsmittel, also die Arbeitsgegenstände (Rohstoffe), die Kraftträger (wie Kohle usw.) und sonstige Hilfsstoffe nicht mehr zum Kapital in Sinne der Volkswirtschaftslehre. Sie sind vielmehr dem Produktionsfaktor Natur zuzurechnen“. Was diese Verschiebung erreichen soll, ist nicht einzusehen; jedenfalls erfüllt v.d.Borghht seine eigene Forderung selbst nicht, und er fand deshalb auch nirgends Beachtung.

Schon viel früher, folgerichtiger und mit besseren Gründen als jener hat C.Menger einen ähnlichen Standpunkt eingenommen. „Verschiedenartige Ergebnisse der wissenschaftlichen Analyse und Reflexion, für welche im gemeinen Sprachgebrauch sich keine geeignete Bezeichnung vorfindet, sind mit der Entwicklung der theoretischen Untersuchungen solcherart von einzelnen Autoren als „Kapital“ bezeichnet worden - eine grobe terminologische Verirrung, welche überall dort zu einer sachlichen Würde, wo die neue

ren Auffassungen des Kapitals in Verlaufe der Darstellung mit den populären Begriffen desselben aus Nachlässigkeit oder Unklarheit stillschweigend identifiziert würden¹⁾.

Aber Menger begnügt sich nicht mit dieser rein äußerlich-terminologischen Kritik der Namengebung; er versucht auch tiefergehend eine Definition zu formulieren, die außer der Übereinstimmung mit der Auffassung des praktischen Lebens auch rein theoretischen Ansprüchen genügen soll. Folgendes ist das Ergebnis: „Der Realbegriff des Kapitals umfaßt das Vermögen der Erwerbswirtschaft, welcher technischen Natur dasselbe an sich auch sein mag, insofern sein Geldwert Gegenstand unseres ökonomischen Kalküls ist, d. i. wenn dasselbe sich uns rechnungsmäßig als eine verbende Geldsumme darstellt. Unter Kapital werden im gemeinen Leben effektive der Ertragswirtschaft gewidmete, oder durch der Erwerbswirtschaft gewidmeten Vermögen jeder Art dargestellte (in diesem Sinne der Einkommensbildung gewidmete) Geldbeträge verstanden“. Dieses letzte Zitat gibt in sehr scharfsinniger Weise die tatsächliche Auffassung des Kapitals durch die Kapitalisten wieder. Leider ist er den Gründen dieser Auffassung nicht nachgegangen, sonst wäre er auf das gestoßen, was oben unter Verwechslung von Wirtschaft und Technik verstanden wurde; er hätte gesehen, daß die kapitalistische Betrachtungsweise der wissenschaftlichen weit überlegen ist,

¹⁾ Conrads Jahrbücher. Band 51. S. 2.

weil sie ganz genau die wirtschaftliche Seite kapitalistischer Produktion von der technischen zu unterscheiden weiß. Die Wissenschaft aber glaubt in die Ökonomie tiefer einzudringen, wenn sie beide verwischt, d.h. das, was für den Kapitalismus wesentlich ist, ignoriert. Auf diese tieferen Zusammenhänge ging Menger nicht ein, und da er so auf halbem Wege stehen blieb, so war der Erfolg seiner in höchstem Maße sachkundigen Ausführungen ein geringer. Dies ist im Interesse der Klärung des Kapitalbegriffs wirklich bedauerlich; denn die Abhandlung Mengers über die Kapitaltheorie gehört methodologisch und kritisch zum Besten, was die Literatur über den Gegenstand aufzuweisen hat.

Aus einem anderen Grunde als den beiden genannten kommt Marx zu einer Verknüpfung des Kapitals mit dem Geldbegriff. Nicht um eine Übereinstimmung mit dem populären Begriff Kapital zu erzielen, sondern notwendigerweise von seinem System dazu geführt, von seiner ganzen Auffassung des Marktes und der Wareneigenschaft dazu gedrängt, faßt er das Kapital wesentlich geldlich auf, das nur vorübergehend eine andere Form ^{annimmt} ~~annimmt~~, um möglichst bald wieder ¹⁾ sein eigentliches Kleid anzuziehen. „Die Cirkulation des Geldes als Kapital ist...Selbstzweck... Geld, das in seiner Bewegung diese letztere Cirkulation beschreibt, verwandelt sich in Kapital, wird Kapital“, und ist schon seiner Bestimmung nach Kapital.“¹⁾ „Der

1) Das Kapital. 3. Auflage. S. 120ff.

Wert wird also prozessierender Wert,prozessierendes Geld und als solches Kapital". Mir scheint,daß mit all diesen Ableitungen, die ja unter den Schlagwörtern $G - G'$ und $G - W - G'$ so allgemein bekannt sind, daß sie nur angedeutet zu werden brauchen,Marx selbst nicht ins Klare kam. Es war ihm selbst etwas so Neues,von aller übrigen Theorie Verschiedenes,daß er die letzten Folgerungen nicht zu ziehen vermochte. Und doch dürfte er dem Kapitalverständnis am nächsten gekommen sein; zu beklagen ist nur,daß seine Begriffsbildung die „vulgäre“ Wissenschaft so wenig beeinflusste, die nach wie vor Sachgüter überprüft, um sie entweder hier oder dort einzusortieren. Marx hat sich in manchen Dingen von seiner Abneigung gegen die „Professoren“ leiten lassen, aber diese waren auch nicht ganz ohne Vorurteil.

Schließlich ist noch auf einen neuen Autor einzugehen, der den Kapitalbegriff mit Gelderscheintungen verknüpft, Liefmann. Auch hier gilt, was schon früher betont wurde, daß eine Kritik eines einzelnen Punktes ohne Auseinandersetzung mit dem ganzen System fast zwecklos ist, und das ist hier ~~schon~~ ^{auch} nicht ~~wohl~~ ^{un} möglich. Aber eines kann gesagt werden: Einer der ~~schwierigsten~~ ^{schwierigsten} Punkte in seinem System ist das Kapital, und zwar hängt das zusammen mit der rein psychischen Auffassung des Geldausdrucks; denn gerade als Kapital ist dieser nicht psychisch, sondern sehr real; eben durch seinen realen Inhalt wird nämlich ein Geldausdruck Kapital. Doch verfolgen wir zunächst Liefmanns Theorie:

„Eine Synthese der beiden widerstreitenden Kapitalbegriffe (technische Erörterungen über Produktion usw. und die Geldtauschvorgänge) ist vielmehr nur möglich in meinem theoretischen System, welches die technischen Vorgänge der Produktion und die Gelderscheinungen, an die beide der Kapitalbegriff anknüpft, in eine ursächliche Verbindung bringt. Das geschieht nur, wenn man erkennt und festhält, daß hinter den Gelderscheinungen, die zu erklären sind, nicht technische Vorgänge der Produktion, sondern psychische Nutzen- und Kostenschätzungen stehen... Kapital ist eine Art von Kosten. Dies ist der Oberbegriff...“ Je nach der betrachteten Wirtschaft (Konsum oder Erwerb) seien die Kosten nun eine Summe μ lustgefühle oder eine Summe Geld; in diesem letzten Falle treten die Kosten also in Geldrechnungsform auf, und sind sie in diesem Zustande das Mittel zur Feststellung eines Geldertrages, so werden sie als Kapital bezeichnet. Daraus ergibt sich nun für Liefmann folgende Kapitaldefinition: „Kapital ist....die Geldrechnungsform der Kostengüter als Mittel zur Feststellung eines Geldertrages“.

Er glaubt also, der Kapitalbegriff sei gewissermaßen da als Folge des Bedürfnisses des Bezieher des Bruttoertrages an Nutzen, um diese Nutzen, die Geldsummen sind, den Kosten gegenüberstellen zu können, um einen Reinertrag feststellen zu können, weshalb auch die Kosten die Geldform bekommen müßten.

In der gewöhnlichen Sprache heißt das ungefähr folgendes: Da die Einnahmen des Kapitalisten Geld sind, so müssen auch die Ausgaben als Geld erscheinen, damit er den Gewinn berechnen kann. Diese Gelderscheinung der Kostengüter sei der Kapitalbegriff, Kapital also die Kostengüter, soweit sie aus obigen Gründen in Geld veranschlagt sind.

Eisher glaubte ich immer, daß die Einnahmen des Kapitalisten Geld sein müßten, weil er Geld ausgegeben habe und weiter ausgeben muß; Liefmann beweist das Gegenteil, und der Gegenbeweis wird schwerlich gelingen; denn die Ableitung scheint mir richtig. Ob die Voraussetzung auch richtig ist, das ist die Frage, und dies kann hier nicht untersucht werden. Jedenfalls ist eines sicher: Die Kosten des Kapitalisten sind ebenso gut Geldsummen, wie sein Nutzen, und sie sind das primäre. Sind die Kosten nur Gefühle, so sind auch die Nutzen nichts anderes; in Wirklichkeit sind aber kapitalistisch beide Geld.

Um seine psychischen Erwägungen auch für den Kapitalisten halten zu können, löst er diesen in zwei Teile auf: in einen Ausgeber von Unlustgefühlen und in einen Einnehmer von Geld, und dieses Geld verlangt dann, daß die Unlustgefühle auch Geld werden, da es sich messen will, daß sie sich kapitalisieren. Das ist ein Schluß mit einer falschen Voraussetzung; die Kosten sind längst kapitalisiert, wenn sie verausgabt werden, und ihr Ausgeber ist vom ersten Moment an Kapitalist, und er braucht es nicht erst zu werden mit Rücksicht auf die Nutzen.

So kann ich nur zu dem einen Schluß kommen, daß Liefmann sehr wohl sieht, wo das Problem liegt, daß er aber aus Rücksicht auf sein psychisches System den richtigen Weg nicht gehen kann. Er ist, an Marx gemessen, als Theoretiker des geldmäßigen Kapitalbegriffs ein gewaltiger Rückschritt.

Nun ist also Marx der beste Ausgangspunkt zur Feststellung des wirklichen geldmäßigen Kapitalbegriffs, wobei aber nicht vergessen werden darf, daß diese Darstellung keineswegs die eigentlich marxistische Kapitaldefinition ist. Dies ist vielmehr der allbekannte Ausdruck „produzierte Produktionsmittel“, mit welcher Definition Marx sich ganz der Linie der „reinen Ökonomie“ anschließt.

Aber die Nebenlinie, die unter der Formel $G - G'$ oben verfolgt wurde, scheint mir einen Anhaltspunkt zur Konstruktion des wirtschaftlichen Kapitalbegriffs zu bieten. Weiter oben ergab sich die Tatsache, daß das Geld als ökonomische Funktion im Kapitalismus die Kapitalfunktion besitze, daß diese Funktion eben das Wesen der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung ausmache und ihr auch den Namen gegeben habe. Damit ist auch der Kapitalbegriff bestimmt: Unter Kapitalist zu verstehen das Geld, das die Kapitalfunktion ausübt. Daß man damit der Definition des Kapitals wesentlich näher gekommen sei, soll allerdings nicht behauptet werden, aber die Stellung der Aufgabe wird genauer.

Die Frage nach dem Kapital hat jetzt nicht mehr jene weitläufigen und unbestimmten Ziele und nicht mehr den unbestimmten Inhalt wie vorher. Sie schließt von vornherein die Verwechslung technischer und wirtschaftlicher Gesichtspunkte aus, und sie macht auch die langatmige Auseinandersetzung mit Privat- und Sozialkapital überflüssig. Sie fragt einfach nach der Kapitalfunktion des Geldes, das allein für sie Kapital sein kann, und dies ist in Wirklichkeit nichts anderes als die Frage nach dem kapitalistischen Gelde selbst.

Der Kapitalbegriff und der kapitalistische Geldbegriff sind also völlig gleich; sie sind identisch. Damit stellt sich die völlige Geschlossenheit unseres Problems wieder ein. Sah es zunächst so aus, als ob der zweite Teil dieser Arbeit das im ersten entrollte Problem verfehlen wollte, so ist diese Gefahr jetzt behoben. Der Umweg über den Kapitalbegriff hat sich deswegen empfohlen, weil dieser, wie er hier aufgefaßt wird, nichts anderes ist als der kapitalistische Geldbegriff; und dieser Geldbegriff enthält eben die gesuchte ökonomische Funktion des Geldes im Kapitalismus.

Das Wesen des kapitalistischen Geldes und seine Eigenschaften sind nach den bisher erzielten Ergebnissen nicht mehr in gleicher Weise rätselhaft. Sie werden den Inhalt des nächsten Kapitels ausmachen.

Zweites Kapitel.

Das kapitalistische Geld.

Der Übergang von der vorkapitalistischen Wirtschaftsverfassung zu der kapitalistischen war dadurch gekennzeichnet, daß auch die vorher unverkäuflichen Produktionsgüter in das Gebiet der frei übertragbaren Güter eintraten, daß sie sich damit auch der Herrschaft des Geldes unterwarfen. Dieses Geld ergriff eines dieser Güter nach dem andern; es bekam damit gleichsam einen Inhalt, der ihm vorher gefehlt hatte, es wurde Kapital.

In dem Maße, in dem das Geld Grundstücke, Fabriken usw. kaufte oder anlegte, wurde es Kapital, d. h. verwandelte es sich zu kapitalistischem Geld. Wird es einst alle Güter auf diese Weise kapitalisiert haben, so kann man von einem Abschluß der kapitalistischen Entwicklung sprechen.

Aber dieser Vorgang ist doch nur etwas Äußerliches; innerlich ist er begleitet von einem andern, von der Entstehung kapitalistischer Wirtschaftsweise. Gehen wir dieser auf den Grund, so zeigt sich folgendes Bild: Für den Kapitalisten sind gewissermaßen zwei Sphären vorhanden. Die eine, in der die Güter sich bewegen, und die andere, in der diese Güterbewegungen sich geldmäßig darstellen. Nur insoweit sich ihm die erstere in der letzteren widerspiegelt,

besitzt sie sein Interesse, nur insoweit geht sie in sein wirtschaftliches Kalkül ein. Ihre technischen Verschiebungen, ihre eigentliche Tatsache rühren ihn nicht im geringsten. Die ganze Technik kümmert ihn nur insofern, als sie sich kapitalistisch auswirkt, das heißt, als sie in der wirtschaftlichen Sphäre sich darstellt.

Und diese wirtschaftliche Sphäre ist nichts anderes als das Kapital, das Reich des kapitalistischen Geldes, oder das Geld selbst. Das Geld (immer ist damit das kapitalistische Geld gemeint) ist also das wirtschaftliche Duplikat technischer Güter. Stellt man sich auf der einen Seite die gesamte Geldsumme, auf der andern die gesamten technischen Güter (worunter alles zu verstehen ist, was irgendwie an der volkswirtschaftlichen Produktion sich beteiligt) vor, so wird der Sachverhalt klar. Man kann sich die ganze Volkswirtschaft ungefähr als eine große Fabrik vorstellen, wobei das gesamte Geld die Aktiensumme darstellt.

Die Vorgänge in der Fabrik sind von wirtschaftlichen Erwägungen kaum beeinflusst; nur der technische Fortschritt macht sich geltend. Aber darüber ist ein ganzes wirtschaftliches Gebäude aufgebaut, das als Inhalt nur Geldsummen hat, und das die Stätte ist, wo der Kapitalist seine Erwägungen anstellt, wo er kämpft und arbeitet.

Und diese Sphäre, dieser geldmäßige Überbau über dem technischen Produktionsprozeß, ist der Gegenstand der Lehre von der kapitalistischen Wirtschaft. Sie findet am Anfang dieses Prozesses eine Geldsumme vor, sie verfolgt deren Lauf im Verfolg einer Periode und stellt sodann fest, daß am Schluß eine Veränderung, meistens eine Vermehrung eingetreten ist. So ist die ganze Wirtschaft ein einziges großes Netz von Geldsummen, die sich alle in dem Kreislauf $G - G'$ bewegen, um eine Marx'sche Formel zu benützen. Und das in dieser Formel sich bewegende Geld ist das Kapital.

In der eigentlichen Formel des Produktionsprozesses von Marx $G - W - G'$ ist der Vorgang allerdings völlig verschieden aufgefaßt, und zwar auf Grund einer verschiedenen Betrachtungsweise, die m.E. die engere wirtschaftliche Linie in unserem Sinne verläßt und den Gedankengang mit technischen Verschiebungen verwischt. Denn das Geld an sich, volkswirtschaftlich gesehen, wird niemals zur Ware; in dem gemeinten Vorgang verwandelt es sich einfach in ein anderes Geld, dem die Eigenschaft, Kapital zu sein, nach landläufiger Ansicht fehlt, und das gewöhnlich als Geld im eigentlichen Sinne bezeichnet wird.

Stellt man sich völlig auf die Verfolgung der Geldlinie ein, ohne von der üblichen Betrachtungsweise des Kapitalisten, für den ja allerdings das Geld in Ware sich verwandelt, sich beeinflussen zu lassen, so wird der genannte Kreislauf, der das

Wesentliche des kapitalistischen Geldes ausmacht, ihm eben die Kapitaleigenschaft verleiht, verhältnismäßig einfach.

Zunächst wird aus dem Gelde G ein neues, das als eigentliches Geld bezeichnet wird; richtiger müsste man es Einkommen nennen. Und dieses GE fließt wieder zurück in seine alte Eigenschaft, es wird wieder G, allerdings hat sich eine quantitative Veränderung eingeschlichen, weshalb es als G' erscheint. Die Formel, in der das Geld also Kapital ist, heißt jetzt $G - GE - G'$

Hinzuzufügen ist, daß nur der sozialwirtschaftliche Gesichtswinkel dieser Formel gerecht wird. Das genannte GE z.B. ist nicht etwa Einkommen der Besitzer von G, sondern es ist das volkswirtschaftliche Einkommen überhaupt, und die Formel an sich tritt selten in dieser Reinheit auf; bald ist sie länger, bald kürzer, meist aber verschlungen und verschachtelt mit andern, von denen sie einen Teil bildet, oder die einen Teil von ihr bilden. Doch im ganzen gilt sie; denn G ist solange unbefriedigt und suchend, bis es GE ist, und dies wird wieder ganz von selbst G, nämlich G'.

Zunächst ist jetzt Stellung zu nehmen zu der Frage: Gehört das Geld GE auch zum Kapital in unserem Sinne? Gewöhnlich wird es nicht einmal dem Kapitalgeld zugerechnet, da es kein Mittel des Erwerbs sei, da es keinen Zins bringe.

Die Antwort ergibt sich aus der abgeleiteten Formel; es ist sehr wohl Kapital, aber nicht das Kapital an sich, sondern ein Abschnitt, ein Stadium desselben. G ist kapitalistisch nichts ohne GE , und GE nichts ohne G . Erst in ihrer gegenseitigen Ergänzung werden sie zu Kapital, und zwar das eine wie das andere, oder vielmehr das eine mit dem andern. Und diese Verknüpfung mit dem gemeinsamen Kreislauf ist für die Entstehung des Kapitalbegriffes wesentlich, während der Zins erst eine Erscheinung zweiten Grades ist. Wieso dieser entsteht, d.h. aus welchem Grunde das G' in der Regel größer ist als das G , das ist eine Frage für sich, die nicht hierher gehört, da sie über die reine Geldtheorie hinausgreifen würde. Außerdem ist der Fall nicht nur denkbar, sondern er kommt ja auch sehr oft vor, daß dieser sogenannte Zins ausbleibt - es ist natürlich immer der ursprüngliche Kapitalzins Böhm-Bawerks gemeint - oder gar in sein Gegenteil umschlägt. Aber, es sei wiederholt, das ist eine ganz andere Frage, die zwar außerordentlich von Belang ist für das Verständnis des Kapitalismus, die aber mit dem Wesen und dem ökonomischen Kreislauf des Geldes zunächst wenig zu tun hat. Innerhalb der hier vertretenen Kapitaltheorie des Geldes haben verschiedene Zinstheorien Platz, für welche weniger die Wissenschaft grundlegend ist als die Weltanschauung des Betrachters.

Wichtig ist hier vor allem eines: Die Verbindung und der Zusammenhang zwischen G und GE

ist aufzuklären. Von dieser Verbundenheit hängt die ganze ökonomische Erklärung des Geldes ab. Wären beide nicht verbunden, so würden zwei Gelderscheinungen selbständig nebeneinander existieren, und dann wäre eine einheitliche Geldtheorie ein Widerspruch in sich. Oben aber wurde schon darauf hingewiesen, daß G und GE in Wirklichkeit ökonomisch als dasselbe erscheinen, daß auf dem Markt zwischen ihnen absolute Identität besteht. Und nur diese Identität hat die Berechtigung gegeben, eine ökonomische Geldtheorie zu fordern. Wären aber beide Eigenschaften völlig zusammenhangslos, wäre also die Kapitalfunktion des Geldes etwas von seiner Kaufmitteleigenschaft für die Konsumwirtschaft Verschiedenes, dann müßte die Lehre vom Gelde in der Tat auf der Stufe stehen bleiben, auf der sie sich jetzt befindet, d. h. sie könnte über metallistische und chartalistische Streitfragen nicht hinauskommen.

Das ist jedoch nicht der Fall. Zwischen G und GE ist in Wirklichkeit kein Wesensunterschied, sondern sie sind nur verschiedene Stadien einer und derselben Erscheinung. Daß der Zins nur an dem einen Stadium hängt, nur für das eine gewissermaßen sich darstellt, das ist eine sehr natürliche Sache. Der Zuwachs zeigt sich nämlich in dem Teil des Kreislaufs, wo dieser sich schließt, um neu zu beginnen. Man muß sich allerdings darüber klar sein, daß dieser Kreislauf nur deshalb beginnt, daß also von allen Anfang an G sich nur deshalb in GE verwandelt hat,

weil es den Hunger nach dem Zins als inwohnende Eigenschaft besitzt. Doch auch Erörterungen dieser Art gehören nicht hierher; sie sind auch teilweise früher Gegenstand dieser Abhandlung gewesen.

Man wird sagen können, daß der Zins, der Zuwachs von G zu G' , gewissermaßen die Quittung ist für das erfolgreich durchlaufene Zwischenstadium GE ; zumst war er ja auch der Ansporn zu diesem Kreislauf gewesen. Wo er seinen eigentlichen Urgrund hat, seine Wurzel, das bleibt offen; doch scheint tatsächlich etwas wie der Marx'sche Mehrwert durchzuschimmern.

Endgültig steht jetzt das Ergebnis fest, daß es ein Irrtum ist, wenn gesagt wird, daß die Gelderscheinung in zwei Teilen aufzufassen ist, als Kapitalgeld und als eigentliches oder Konsumgeld. Es gibt nur ein Geld, das sich allerdings in einem Kreislauf darstellt, der verschiedene Stadien aufweist, und eben durch diesen Kreislauf und in ihm ist es kapitalistisches Geld, oder, wie es gewöhnlich genannt wird, Kapital. Stellen sich aber einzelne Teile des Geldes außerhalb dieses Kreislaufes, so sind sie kein Kapital mehr, sie sind aber dann auch kein Geld mehr. Nichts anderes sind sie dann als eine staatliche Festsetzung einer gewissen Anzahl der gebräuchlichen Zahlungseinheit, wie sie jeder Geldverdingung ausgehen muß. Das kapitalistische Geld entsteht nicht dadurch, daß es die äußere Geldform annimmt, sondern daß es seine Unterkunft gefunden hat in den

Kapital $G - GE - G'$. Nicht das Geld an sich ist also ökonomisch Geld, sondern nur das Geld, das wir Kapital nennen. Verlassen einzelne Teile den Kreislauf, so verlieren sie die ökonomische Geldeigenschaft, sie sinken gewissermaßen eine Stufe tiefer. Und ebenso entsteht dadurch, daß der Staat Geld druckt, ökonomisch noch kein Geld, sondern erst, nachdem es irgendwo in den kapitalistischen Kreislauf Eingang gefunden hat, ist es ökonomisch Geld geworden.

Aber diese letzteren Fragen überschreiten auch schon wieder die Grenzen der reinen Geldlehre; sie gehören ebenso wie der Zins schon in ein anderes Gebiet, nämlich in die Untersuchung über die Art und Weise, wie die Kapitalfunktion ökonomisch für andere Gebiete sich ausgewirkt hat, welche Folgerungen für die allgemeine Nationalökonomie sie zeitigte.

Auf dieses Gebiet auch nur andeutungsweise einzugehen, würde für den Gesichtspunkt dieser Arbeit ins Uferlose führen. - -

Schl u ß .

Als Ergebnis der langen Ableitung und der Herausarbeitung des Kapitalbegriffes hoffe ich gezeigt zu haben, wo die ökonomische Funktion des Geldes zu suchen ist, daß ferner diese Untersuchung auf das kapitalistische Geld, das Kapital genannt wurde, beschränkt werden ~~muß~~^{muß}. Denn nur im Wesen des

Kapitalismus ist es begründet, daß das Geld diese tiefgehende Rolle spielt, daß alle wirtschaftlichen Überlegungen in Geldsummen arbeiten und nur so arbeiten können. Aber diese Überlegungen stellen nicht das Kapital ~~selbst~~ dar, wie Liefmann glaubt, sondern es existiert in Wirklichkeit als eine Summe von Geldsummen. Und diese Geldsummen sind in beständigem Fluß; ihrem ganzen Charakter entsprechend stellen sie einen Kreislauf dar, wodurch sie eben zu kapitalistischem Geld, zu Kapital werden.

Hier ist jetzt das Problem des ersten Kapitels anknüpfbar; der Nominalist, der die juristische Bedeutung des Zahlungsmittels als Ausgangspunkt aufh für die ökonomische Betrachtung des Geldes nimmt, sieht nicht, daß das Geld nur dadurch ökonomisch zu Geld wird, daß es in den Kreislauf G - GE - G' irgendwo Unterkunft gefunden hat. Chartalistisch ist also die ökonomische Geldentstehung ganz und gar unerklärlich. Ökonomisch ist es im Gegenteil völlig gleichgültig, ob der Staat Papiergeld proklamiert, oder ob er aus eigenen Bergwerken vollwertige Goldstücke in den Verkehr bringt.

Ausschlaggebend ist nur Eines:

Wie wird das Geld zu Kapital, d.h. wo und wie findet es Eingang in den Kreislauf? Da sind zwei Möglichkeiten vorhanden, entweder es wird ökonomisch aufgesaugt, d.h. es wird Duplikat für gleichzeitig entstehende technische Werte, oder es wird künstlich irgend-

wo eingeschoben, d.h. es findet eine inflationistische Kapitalschöpfung statt.

In diesem letzteren Falle werden also Duplikate geschaffen für technische Werte, die nirgends vorhanden sind. Die vorhandenen Werte müssen sich deshalb gewissermaßen ausdehnen, damit die neuen Duplikate auch ihre Deckung haben; kapitalistisch nennt man diesen Vorgang gewöhnlich eine Verwässerung.

Und dieser Punkt ist es, der die Geldpraktiker so sehr beunruhigt und die Theoretiker beeinflusst. Diese Geldverwässerung hat in der Erfahrung schon die übelsten Folgen gezeitigt, deshalb gilt es, sie unmöglich zu machen. Der Nominalist möchte dies erreichen und der Metallist erst recht: Der erstere glaubt, dies völlig durch staatliche Maßnahmen erzielen zu können; der letztere traut diesem aber nicht und verlangt gewisse technische Verknüpfung der Kapitalschöpfung mit der Ökonomie, z.B. durch die Golddeckung. Es möchte scheinen, daß der Metallist auf dem richtigen Wege ist, weil die Staatsmänner bisher nirgends vollste Sicherheit haben geben können, daß sie sich von dem verlockenden Geschäft der Geldverwässerung zu Gunsten des Staatsschatzes stets und ständig fernhalten wollen. Besonders wirtschaftlich ^{schlechte} schlechte Staaten werden dieser Gefahr immer ausgesetzt sein.

Andrerseits ist es nicht zu verkennen, daß auch die metallistischen Maßnahmen keineswegs ihren

Zweck voll und stets erfüllen können. Und es ist zugeben, daß auch ihre Wirksamkeit davon abhängt, inwieweit eine starke Wirtschaft hinter ihnen steht. Und diese könnte vielleicht auch mit nominalistischen Maßnahmen ihren Zweck erreichen.

Doch ist eines sicher: Wenn, wie es doch tatsächlich der Fall ist, der kapitalistische Staat ökonomisch die Hauptaufgabe hat, den normalen Kreislauf G - GE - G' möglichst zu schützen und vor allen äußerlich-künstlichen Erschütterungen zu bewahren, so ist dazu das bisher bekannte beste Mittel die Verbindung mit dem internationalen Weltgelde, dem Gold. Dadurch wird die Gefahr einer Verwässerung auf ein verhältnismäßiges Mindestmaß herabgedrückt.

Täuschen darf man sich aber keineswegs darüber, daß auch diese ökonomische Verknüpfung nur eine künstliche ist, die ihr Ziel auf einen Umweg zu erreichen sucht. Zu erstreben wäre die Versenkung der Wurzel des Kapitals in die ^{Wirtschaft} ~~Ökonomie~~ selber - eine Forderung, die m.E. in der kapitalistischen Organisationsform, die einzig und allein auf dem frei flutenden Kapital beruht, nicht zu erreichen ist. Und dennoch bleibt sie erstrebenswert.

Deutsches Institut für Wirtschaftswissenschaften
1922.

Nicht und nicht! Abgegeben am 1. März 1922.

Literaturverzeichnis.

- A r i s t o t e l e s ' Nikomachische Ethik. Leipzig 1911.
- D e r s e l b e , Politik (Übersetzt von Kirchmann). Leipzig 1880.
- B e n d i x e n , Fr. Das Wesen des Geldes. 2. Auflage. München und Leipzig 1919.
- D e r s e l b e . Vom theoretischen Metallismus. Conrads Jahrb. Bd. 112.
- v. B ö h m - B a w e r k . Kapital und Kapitalzins. Innsbruck 1912.
- v. d. B o r g h t . Ein Vorschlag zur Lehre von den Produktionsfaktoren Natur und Kapital. Conrads Jahrb. Bd. 81.
- B u d g e , Waren- oder Anweisungstheorie des Geldes. Archiv für Sozialwissenschaft. Bd. 44.
- B ü c h e r . Die Entstehung der Volkswirtschaft. Tübingen 1904.
- C a r e y . Lehrbuch der Volkswirtschaft und Sozialwissenschaft. Wien 1870.
- C h e v a l i e r , Michel. Cours d'Economie politique. Paris 1855.
- D i e h l . Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu David Ricardo's Grundgesetzen. Leipzig 1905.
- D e r s e l b e . Theoretische Nationalökonomie Bd. I. Jena 1916.
- D e r s e l b e . Eine neue Geldtheorie. Bankarchiv V. Diehl und Mombert. Ausgewählte Lesestücke. Vom Gelde 1910.

- E n d e s a n n . Studien in der romanisch-kanonistischen Wirtschaft und Rechtslehre. Berlin 1874.
- F i c h t e ' s Werke. Leipzig 1911.
- G i d e t R i s t . Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen. Jena 1913.
- H e l f f e r i c h . Das Geld. 2. Aufl. Leipzig 1910.
- H e y n . Papierwährung mit Goldreserve für den Auslandsverkehr. Berlin 1894.
- H i l d e b r a n d , Br. Die Nationalökonomie in Gegenwart und Zukunft. Frankfurt 1848.
- H o f f m a n n . Kritische Dogmengeschichte der Geldtheorien. Leipzig 1908.
- H u m e , D. Essays and Treatises. London 1764.
- D e r s e l b e . Grundsätze der politischen Ökonomie. Leipzig 1884.
- K a n l l a . Die modernen Werttheorien. Tübingen 1906.
- K l e m m e , M. Die volkswirtschaftlichen Anschauungen David Hume's. Jena 1900.
- K n a p p . Die Staatliche Theorie des Geldes. 2. Aufl. München und Leipzig 1918.
- K n i e s . Geld und Kredit. II. Aufl. Berlin 1885.
- L a s p e y r e s . Geschichte der volkswirtschaftlichen Anschauungen der Niederländer. Leipzig 1863.
- L i e f m a n n . Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Stuttgart und Berlin 1919.
- D e r s e l b e . Gold und Geld. Stuttgart und Berlin 1916.
- L o t z , W. Das Papiergeld. Berlin 1920.
- D e r s e l b e . Zur Geschichte des englischen Geldes. Leipzig 1881.

- M a r x . Das Kapital. Hamburg 1883.
- D e r s e l b e . Kritik der Politischen Ökonomie.
Stuttgart 1909.
- M e n g e r . Grundsätze der Volkswirtschaftslehre.
Wien 1871.
- D e r s e l b e . Artikel „Geld“ im Hdw.d.Staatswis-
sensch. Archiv f. Nationalökonomik. Bd. 4.
- M e n g e r . Zur Theorie des Kapitals. Conrads Jahrb.
Bd. 51.
- v. M i s e s . Theorie des Geldes und der Umlauf-
mittel. München und Leipzig 1912.
- M o n t e s q u i e u . De l'esprit des lois.
- M ü l l e r , Ad. Elemente der Staatskunst. 1809.
- D e r s e l b e . Versuch einer neuen Theorie des
Geldes. 1815.
- O n c k e n . Geschichte der Nationalökonomie.
Leipzig 1902.
- O p p e n h e i m , S. Die Natur des Geldes. Mainz
1855.
- Q u e s n a y , Oeuvres de. Francfort et Paris 1888.
- R i c a r d o . The works of David. by McCulloch. sec.
ed. London 1852.
- R i c k e r t . Die Grenzen der naturwissenschaftli-
chen Begriffsbildung. Tübingen und Leipzig 1902.
- R o d b e r t u s . Das Kapital. Berlin 1884.
- R o s c h e r . System der Volkswirtschaft Bd. I.
Stuttgart 1883.
- D e r s e l b e . Geschichte der Nationalökonomie in
Deutschland. München 1874.
- D e r s e l b e . Zur Geschichte der englischen Volks-
wirtschaftslehre. Leipzig 1851.

- S a v i g n y . Geschichte des römischen Rechts. Bd.6.
S c h u m p e t e r . Das Wesen und der Hauptinhalt
der theoretischen Nationalökonomie. Leipzig 1908.
D e r s e l b e . Theorie der wirtschaftlichen Entwick-
lung. Leipzig 1912.
D e r s e l b e . Das Sozialprodukt und die Rechen-
pfennige. Archiv f. Sozialwissensch. Bd.44.
S e n i o r . Political Economy . London 1850.
S i m m e l . Philosophie des Geldes. Tübingen 1907.
S o d a . Geld und Wert. Tübingen 1909.
S m i t h , A d . Wealth of Nations. *London 1776*
S o m b a r t . Geschichte des modernen Kapitalis-
mus. Leipzig 1902.
S t e p h i n g e r . Wert und Geld. Tübingen 1918.
W a g n e r , A d . Theoretische Sozialökonomik. Leipzig
1907.
